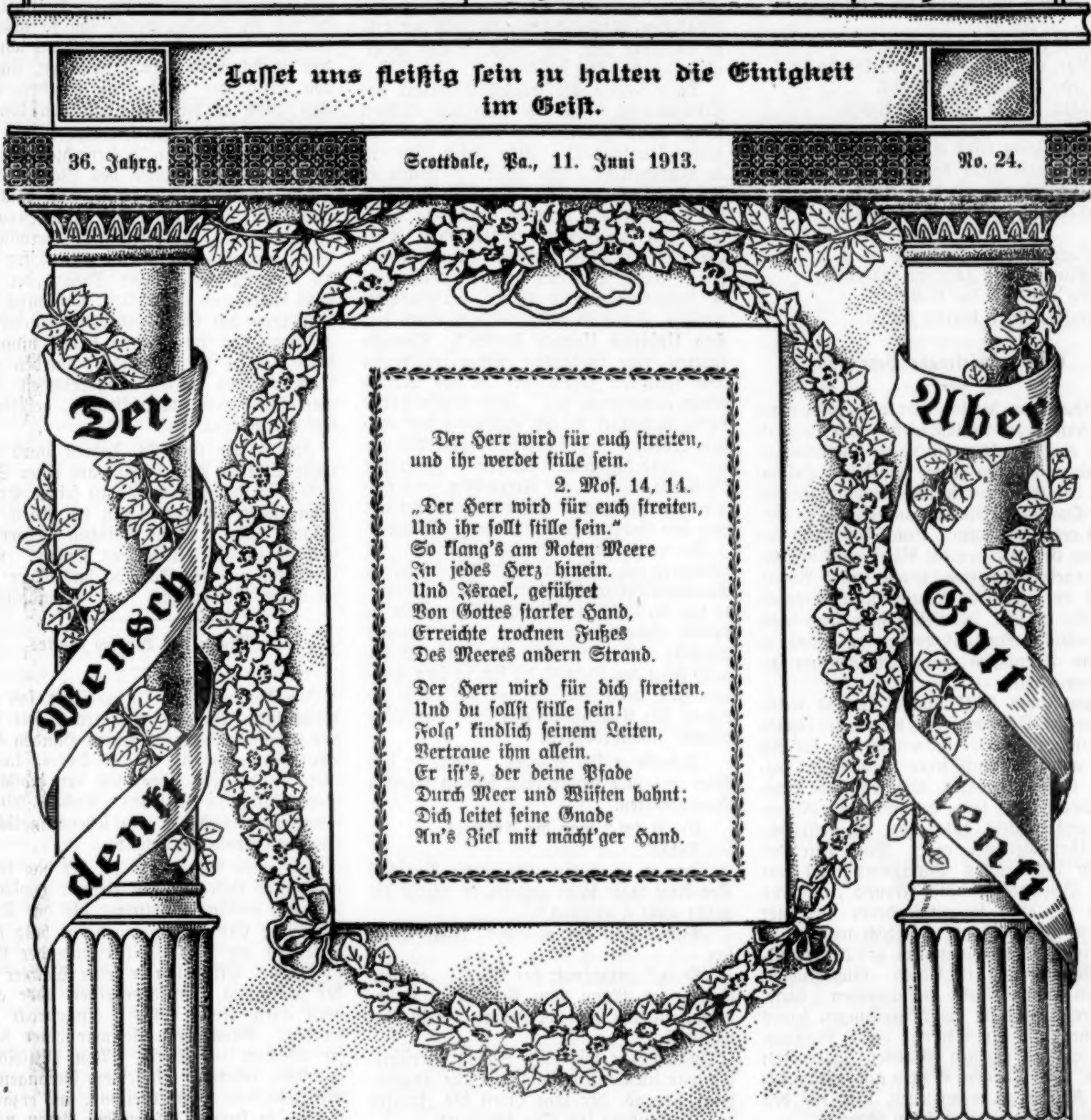Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

36. Jahrg. Scottdale, Pa., 11. Juni 1913. No. 24.



Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Werdezeit.

Weich, balsamisch weht die Luft,
Wie ein warmer Gottesodem,
Und ein wundersamer Duft
Mischt sich mit der Erde Brodem.

Rings ein Keimen, Wachsen, Blühn,
Saaten auf zum Lichte sprießen,
An den Bäumen sproßt es grün,
Quellen murmelnd sich ergießen.

Erst lag alles winterstill,
Nun ein mächtig Vorwärtsdrängen,
Jede braune Knospe will
Ihre dunkle Hülle sprengen.

Bald schon wird die Ernte sein,
Ringsum färbt das Korn sich golden,
Und daneben an dem Rain
Grüßen tausend Blütendolden.

Segensreiche Werdezeit, —
Wunder nie ganz zu begreifen;
So soll für die Ewigkeit
Unsre Seele täglich reifen.

Eine erschütternde Begegnung.

Adoniram Judson war der Sohn eines Predigers in Massachusetts und stammte aus einem altehrwürdigen Puritanergeschlechte, das, in seiner englischen Heimat um des Glaubens willen verfolgt, jenseits des Ozeans, in Neuengland eine neue Heimat gefunden hatte. Unter der Zucht des hohen Ernstes, den die Väter einst mit herübergebracht hatten, wuchs unser Adoniram im elterlichen Hause auf und genoß da bis in sein 16. Lebensjahr seine erste Erziehung, ohne daß es bei ihm jedoch zu einem lebendigen Herzenschristentum gekommen wäre.

Im Jahre 1804 kam er in das Kollegium zu Andover, wo er einen jüngen Mann namens E. kennen lernte, der sich vor anderen durch seine hohe Begabung, sein liebenswürdiges, witziges und angenehmes Wesen, seine bezaubernden Manieren auszeichnete, dabei aber ein vollendeter Gottesleugner war. Bald war der Sohn des ernsten Puritaners nicht nur sein Bewunderer und Freund , sondern auch ein eben so entschiedener Bekenner seines Unglaubens. Jedoch war er zu aufrichtig und zu männlich, als daß er diese Veränderung in seinen Glaubensansichten seinem Vater verschwiegen hätte. Dieser behandelte die Mitteilungen seines Sohnes mit der Strenge eines Mannes, der nie am eigenen Glauben gezweifelt hatte. Den Tränen, Klagen und Bitten seiner Mutter zu widerstehen, war für den jungen Gottesleugner schon schwerer.

Adoniram machte hierauf eine Reise durch die nördlichen Staaten Amerikas mit unklaren Plänen wissenschaftlichen Ehrgeizes, unruhig und elend im Herzen. Eines Abends spät übernachtete er in einem ländlichen Gasthause. Als der Wirt ihm in sein Zimmer leuchtete und ihm sein Bedauern ausdrückte, daß er ihm die Nachtherberge neben der eines jungen Mannes anweisen müsse, der dem Sterben ganz nahe zu sein scheine, versicherte Judson mit anscheinender Kaltblütigkeit und Herzlosigkeit, daß ihn dies gar nicht beunruhige.

Nichtsdestoweniger kamen Töne aus dem anstoßenden Zimmer herüber, die ihm gar keine Ruhe ließen. Es waren nicht sowohl die Bewegungen der Wärter, die ihn in Unruhe versetzten, als vielmehr das Stöhnen und Seufzen des Kranken in der feierlichen Mitternachtstunde, und der trübe Gedanke, daß der junge Mann wahrscheinlich im Sterben liege.

Dazu kamen die frühen Eindrücke des Elternhauses und die neulichen Tränen seiner Mutter, dies alles war zu stark für seinen Unglauben. „War dieser Sterbende vorbereitet? Bin ichs? " fragte er sich. Schamröte flog über sein Angesicht bei dieser Frage, denn er fühlte die Hohlheit seiner armseligen Philosophie Aber was würden seine früheren Studiengenossen zu dieser Schwäche sagen? Was würde insbesondere sein klarer, verständiger, witziger Universitätsfreund von einer solchen kindischn Unruhe denken? Dennoch kehrten seine Gedanken immer wieder zu dem Kranken zurück der in des Lebens letzter Feuerprobe lag „War er ein Christ ruhig und stark in der Hoffnung des ewigen Lebens — oder erbebt er am Ufer einer unbekannten, dunklen Zukunft? Vielleicht war er ein Freidenker, auferzogen von christlichen Eltern, und begleitet von den Gebeten einer frommen Mutter?"

So wogte es in ihm auf und ab. Er erinnerte sich, daß der Wirt ihm denselben Menschen beschrieben hatte, und es drängte ihn im Geist, sich an das Sterbebett zu stellen, obwohl er mit aller Macht dagegen kämpfte. So kam der Morgen und die helle Flut des Lichtes, die sich in sein Zimmer goß, zerstreute, wie er sich selbst beredete für Augenblicke alle seine abergläubischen Nachtgedanken.

Sobald er sich erhoben, suchte er den Wirt auf und fragte nach seinem kranken Hausgenossen.

„Er ist tot," war die Antwort.

„Tot?"

„Ja, er ist dahin, der arme Bursche! Der Arzt sagte schon gestern, er würde die Nacht nicht überleben."

„Wissen Sie, wer er war?" fragte Judson.

„O ja," entgegnete der Wirt; „er war ein junger Mann vom Providence Kollegium, ein sehr hübscher Junge. Sein Name ist E."

Judson war wie vom Schlage gerührt. Es war niemand anders als sein angebeteter Freund, der ihm zuerst die Zweifel des Unglaubens ins Ohr geflüstert.

„Tot," dachte er bei sich selbst, „verloren, verloren!"

An diesem Tage merkte er, daß er ohne Christum nicht leben könne. Er fühlte die Wahrheit des Evangeliums, gab seinen Reise plan auf und lenkte seine Schritte heimwärts. Dies war der Wendepunkt seines Lebens.

In der Stille des elterlichen Hauses, noch mehr aber in dem Kollegium zu Andover, in das er bald als Wahrheitsuchender eintrat, fand er die volle Zuversicht des Glaubens und den Frieden des Herzens in der Versöhnung Christi. In der Gemeinschaft gleichgesinnter Freunde erstarkte sein inneres Leben zusehends mehr und mehr. Gegen das Ende seines Aufenthalts im Seminar fiel ihm wie zufällig die berühmte Predigt des Dr. Claudius Buchanan, „der Stern im Morgenlande" in die Hände, welche ihn so mächtig bewegte daß sie die Veranlassung wurde, daß er sich bald darauf entschloß, sich in den Dienst der Mission zu begeben, welchen Plan er wirklich ausführen konnte.

Der Herr wies ihm sein Arbeitsfeld unter den Birmanen in Hinterindien an, wo er reichlich den Samen des Wortes Gottes ausstreute und darum auch reichlich ernten durfte. Sein hoher Glaubensmut, der die größten Hindernisse zu überwinden vermochte, und sein brennender Eifer für die Rettung unsterblicher Seelen, der ihn nicht ruhen und rasten ließ, nach allen Beziehungen hin seine ausgezeichnete geistige Begabung im Dienste seines himmlischen Königs zu verwenden, wurden von Gott mit dem die hoffnungsreichsten Erwartungen weit übertreffenden, herrlichen Erfolge gekrönt.

Im Alter von 62 Jahren starb der treue Streiter Jesu Christi auf einer Seereise die ihm die Aerzte zu seiner Erholung angeraten hatten, den 12. April des Jahres 1850. Seine irdischen Ueberreste wurden in die Fluten des Ozeans versenkt, bis auf den Tag, da das Meer seine Toten wiedergibt. Zionspilger.

Die Macht dse Wortes Gottes.

Im Gefängnis zu Talka, Chile, saß ein berüchtigter Bandit. Verbrecher seit seiner Kindheit, klebte an seinen Händen das Blut von mehr als einem Opfer; lange hatte er es verstanden, sich der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen. Endlich festgenommen, wurde er zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt.

Für einen Mann, wie er, der das freie und wilde Leben in den Bergen gewöhnt, war das Gefängnis bitterer als der Tod. In seiner Erbitterung wurde er bald der Schrecken der Kerkermeister, wie der Gefangenen. Oft schlug er seine Wächter in der Hoffnung, von dem einen oder andern durch einen Schuß hingestreckt zu werden. Glücklicherweise war einer dieser Wächter ein Christ. Von Mitleiden ergriffen, redete er mit seinem Gefangenen von Jesu, dem Sünderheiland, und erzählte ihm in kurzen Zügen sein Leben nach den Evangelien.

Der Sträfling horchte vorerst mit Verachtung, später mit Achtung, und zuletzt fragte er, ob das Buch mit diesen Wundergeschichten zu haben wäre. Nachdem er erfahren hatte, daß es um einen geringen Preis zu erwerben sei, zog er einen versteckt gehaltenen Dolch hervor, den er dem Wächter überreichte mit den Worten: „Ich

besitze kein Geld, nehmen Sie diesen Dolch, verkaufen Sie ihn und verschaffen Sie mir aus dem Erlös eine Bibel!"

Der Wächter nahm den Dolch und brachte am nächsten Morgen dem alten Verbrecher seine eigene Bibel. Dieser liest dieselbe zu wiederholten Malen; eine änderung in seinem Benehmen wurde bald bemerkt, eine stufenweise Besserung, Zeichen innerer Sinnesänderung traten ein. Der Gefangene wurde wirklich eine neue Kreatur.

Durch die Kraft des alten Evangeliums umgewandelt, wurde er mild, wie ein Lamm, gehorsam gegen seine Vorgesetzten jeden Tag mit Ergebung und Eifer seine Pflicht erfüllend. Einige Zeit später wurde er in das Gefängnis zu Santiago übergeführt, und dort kamen mehrere seiner Mitgefangenen durch seinen Einfluß zu der Erkenntnis Jesu Christi.

Zeugnisse für Jesus!

Es hat nie ein Mensch so geredet wie dieser Mensch. Joh. 7, 46.

So sprachen jene Knechte, die von den Hohenpriestern ausgesandt worden waren, unsern Jesus gefangen zu nehmen. Sie kehrten also unverrichteter Sache zurück. Warum? Hatte sich Jesus zur Wehre gesetzt? Nein, aber sie hatten Jesum reden gehört und waren von seinen Worten so ergriffen worden, daß sie nichts gegen ihn unternehmen konnten. Und wie glücklich ist doch der Mensch, der von Jesu und seiner holdseligen Lehre auch so ergriffen wird, daß er sich sogleich entschließt, von nun an dem zu leben, der ihn durch sein Leiden und Sterben erlöst hat. Manche Worte werden von uns Menschen oft so leichtsinnig ausgesprochen, als ob sie nichts zu bedeuten hätten, und das ist ein großer Irrtum, denn ein gutes, freundliches Wort kann viel Gutes ausrichten, während ein unbedachtes und liebloses viel Unheil und Aerger zur Folge haben kann. Besonders Kinder Gottes sollten in allem Tun u. Lassen sehr vorsichtig sein, um niemand zum Anstoß zu sein, sondern vielmehr durch Wort und Wandel Zeugnisse für Jesus ablegen, wie das obige Thema andeutet. Also, wir haben noch immer viel zu lernen, daher wir täglich versuchen möchten unserm Jesus immer mehr ähnlich werden, und seine Gebote und Verbote zu befolgen zu suchen. Ferner wollen wir uns von den schon erwähnten Knechten darin belehren lassen, daß wir stets nach unserer Ueberzeugung auch das richtige Zeugnis ablegen, besonders wenn es sich um unsern Jesus und sein seligmachendes Wort handelt.

Am Schlusse der so belehrenden Bergpredigt stand das Volk auch unter dem Eindruck, daß er „gewaltig redete". Matth. 7, 29. Und ein anderes Mal seine Jünger: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Joh. 6, 68. Hören wir Jesus, wie wenn's heute das erste Mal wäre oder wenn wir zum letzten Mal Gelegenheit dazu hätten, so werden seine Worte auch auf uns des tiefen, nachhaltigen Eindrucks nicht verfehlen. Mir ist ferner noch ein Urteil über Jesus von Leopold Rankes sehr wichtig. Der große deutsche Geschichtsschreiber Leopold v. Rankes, der rein vom Standpunkt der geschichtlichen Wahrheit aus die Gestalten der Weltgeschichte prüft, sagt über Jesus: Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen und ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, in Gleichnisse von Gott zu reden! Aber auch auf dem Standpunkt dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: Reiner und erhabener, gewaltiger und heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als der Wandel Jesus, und als sein Leben und Sterben. In jedem Hauch seiner Sprache weht der lebendige Odem Gottes. Es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt: Des ewigen Lebens. Das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, die dieser von ferne zu vergleichen ist. So ein Zeugnis gibt also der besagte Leopold von Rankes unserm Heiland, außer Petri Bekenntnis. Und was sagst du, lieber Leser von Jesus, bist du auch bereit, entschieden für ihn einzustehen, oder hast du ihn noch nicht im Herzen als den erfahren, der Sünden und Uebertretungen vergibt? Das wäre schade, und daher bitte ich, wenn so, dann versuche es heute, was du an Jesus und seinem Wort hast, und besonders, wenn es zum Sterben kommt, kann nur Jesus allein helfen.

Wohl dem, der Jesus liebet
Und dessen Himmelswort!
Dies Licht glänzt ungetrübet,
Zum Trost ihm immerfort.

Wo Jesus sich befindet,
Da stehet alles wohl;
Wer sich auf Jesum gründet,
Der lebet segensvoll.

[Ungenannter Dichter.]

J. W. Fast.

Die Ernte ist reif!

Eine Seele ist mehr wert denn alles andre in der Welt. Alle Schätze der Welt, ja sogar die ganze Welt mit all ihrer Schönheit und Erhabenheit ist nicht genügend, eine Seele von der ewigen Pein zu erlösen. Es ist keine Hoffnung für eine vorlorene Seele in der Ewigkeit vorhanden. O wie traurig, auf ewig verloren zu sein!

Arme Seele, erwache, erwache jetzt; denn dein Leben ist wie ein Dampf, welcher bald verschwindet. O, erwache, ehe du hinunter gehst in die furchtbare Ewigkeit, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht verlischt! Jetzt hast du einen Heiland, der willig und bereit ist, dich zu erretten. Komme ohne Zögern und Aufschub!

„Der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wer es höret, der spreche: Komm! und wen dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst." Offb. 22, 17. „Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her und kaufet und esset; kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst, beides, Wein und Milch" Jes. 55, 1. Warum willst du verloren gehen, wenn du gerettet werden kannst ohne Preis und umsonst? O, versäume nicht die Erlösung, das große Heil, denn der Geist Gottes wird dich nicht immer mahnen und an deinem Herzen arbeiten. Komm, während der Geist an deinem Herzen wirkt! Der Welt erwartet eine lange Ewigkeit. Wir müssen sie entweder mit Gott in der Herrlichkeit des Himmels oder mit dem Teufel in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt und wo kein Hoffnungsstrahl je eindringen wird, zubringen. O Ewigkeit!

Komm, armer Sünder, und laß dich retten! Warum willst du verloren gehen, wenn die Errettung frei ist? Leute aller Nationen können gerettet werden, wenn sie ihre Sünden verlassen, Buße tun und glauben. Gott will alle Sünden tilgen und ihrer nicht mehr gedenken. Gepriesen sei unser Gott!

Stehe einmal stille und denke einmal nach über die lange Ewigkeit! Wenn wir dort 10,000 Jahre gewesen sind, so dauert die Ewigkeit immer noch fort. Wisse, daß die Ewigkeit so lange dauern wird, als Gott lebt; sie wird nie aufhören.

Im Himmel wird es keinen Tod, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen geben; denn das Erste ist vergangen. Diese alte Welt mit all ihren Schätzen und ihrer Schönheit wird verschwunden sein. Wo willst du also die lange Ewigkeit zubringen? Gott gibt dir die Gelegenheit und das Vorrecht, deine Wahl zu treffen. Bald wird der Tod kommen und mit seinen kalten Fingern dein Herz berühren und dich hinwegraffen aus der Zeit in die Ewigkeit. Komm zu Jesu, ehe es zu spät ist! Komm zu ihm jetzt, denn morgen mag es zu spät sein. Jetzt ist der Tag des Heils.

F. F. Walter.

Freeman, S. Dak.

Kurzer Bericht vom bewegten Leben des lieben Bruder Philipp Bier, Reedley, Cal.

Georg Philipp Bier wurde am 5. Januar 1846 in Priwalnoje, an der Wolga, Rußland geboren. Er hatte vier Brüder und drei Schwestern.

Am 3. März 1869, trat er mit Anna Katharina Seiler, aus der Kol. Laub, in den Ehestand. Ihnen wurden Kinder geboren wie folgt:

Louise am 29. Mai 1870, in Rußland.
Heinrich am 18. Sept. 1872 in Rußl.
Friedrich am 1. Dez. 1874 in Rußland.
Philipp am 25. Januar 1877 in Rußland; er starb am 13. Juni 1881 in Asien.
Alexander am 5. März 1879 in Rußland.
Johannes am 9. Juli 1881 in Asien; er starb am 13. Oktober 1895 in Nebraska.
David am 6. März 1884 in Asien.
Philipp am 18. Juli 1886 in Amerika.

Maria am 6. September 1888 in Amerika.

Anna am 12. Febr. 1890 in Amerika.

Am 13. August zog die liebe Familie, mit noch vielen Andern, unter der teilweisen Leitung der weit und breit bekannten Männer, Klas Epp und Abram Peters, nach Asien. Nachdem sie dort in ihren Hoffnungen getäuscht und viel Kummer u. Not erlebt hatten, zogen sie am 24. April 1884, wieder zurück nach Rußland.

Bruder Bier war lutherisch geboren u. erzogen. Doch ehe sie nach Asien zogen, schloß er sich der samarischen Mennoniten-Gemeinde an. Bald darauf wurde er zu Gott bekehrt. Er arbeitete als Schmied unter den Mennoniten.

Am 2. September 1884 traten sie die Reise nach Amerika an; am 9. Oktober kamen sie in Beatrice, Nebr., an. Durch Vermittlung des alten Onkel Corn. Jansen daselbst, fanden sie bald Arbeit und eine zeitweilige Heimat. Später zogen sie auf's Land und betrieben als Renter Ackerbau. Doch als das Städtchen Jansen gebaut wurde, war er einer der ersten, die dort ihr Brot suchten. Er baute eine Schmiede und hat viele Jahre am Amboß den Hammer geschwungen und sich und seine Familie ernährt.

Im August 1886 wurden Br. Bier und seine liebe Frau, auf ihren lebendigen Glauben getauft und schlossen sich der Kr. M. B. Gemeinde an. Ihre Kinder wurden streng religiös erzogen und man hat es wohl selten gesehen, daß Br. Bier oder seine Kinder in der Kirche oder sonst in der Versammlung sich umschauten! —

Nachdem ihre Tochter Anna geboren, wurde Mutter Bier nicht mehr gesund. Auf dem Sterbebette dankte sie ihrem lieben Mann in rührender Weise für alle erwiesene Liebe; ihre lieben Kinder segnete sie und alle, die alt genug waren, versprachen der lieben Mutter, ein gottseliges Leben zu führen, um einst auch aus Gnaden selig zu werden. — (Möchte die Zeit kommen, wenn alle diese lieben Kinder ihr Versprechen erfüllen. —) Am 26. Februar 1890 starb die liebe Mutter froh und selig im Herrn. Am 1. März wurde sie auf Wilh. Thiessens Kirchhof begraben. Sie ist 41 Jahre, 4 Monate und 12 Tage alt geworden. Es kamen dann für Br. Bier schwere Tage und Jahre, doch der gute Gott hat geholfen. Am 28. Juli 1895 trat er mit Helena Unruh, Tochter des Aeltesten Benjamin Unruh, früher Polen, jetzt nahe Hillsboro, Kansas, zum zweiten Mal in den Ehestand. Br. Heinrich Wiebe vollzog die Trauhandlung. Text: Mark. 14, 1—9.

Am 13. Oktober 1895 starb sein Sohn Johannes im Alter von 14 Jahren, 7 Monaten und 7 Tagen. Er wurde am 15. Oktober auf dem westlichen Ende des Grabes seiner lieben Mutter begraben.

In der zweiten Ehe wurden ihm Kinder geboren: Johanns am 16. November 1896 und am 18. gestorben.

Benjamin am 5. Juli 1898.
Johannes am 21. Juni 1900.
Helena am 24. Januar 1902.
Lydia am 23. Juli 1903. Gestorben.
Otto am 17. Februar 1905.

In Jansen verkauften sie ihr Wohnhaus und Schmiede und fuhren nach Kansas. Von dort aus traten sie am 26. März 1907 die Reise nach California an; am 29. kamen sie in Fresno an. Bald darauf kauften sie hier bei Reedley einen 10 Acres großen Pfirsichgarten. Seine Söhne, die in Washington wohnen und mehr oder weniger „gut ab" sind, halfen ihrem Vater ab und zu, seine finanzielle Last tragen. Reich an irdischen Gütern ist Br. Bier nicht geworden.

Schon seit geraumer Zeit klagte er über Schwächen verschiedener Art. Als er ziemlich leidend war, kam sein Sohn Heinrich von Washington, seinen alten Vater besuchen, welches große Freude gab. Es wurde dann noch etwas besser mit ihm und er kam noch ab und zu zur Versammlung. Wenn wir ihn besuchten, sagte er immer, Schmerzen habe ich keine. Doch seine Kräfte schwanden, und am 17. April, 1 Uhr nachts starb er — ohne Schmerzen. Er hatte ein herzliches Verlangen, heimzugehen und bei Jesu zu sein.

Das Begräbnis fand Samstag, den 19. April statt. Die Träger (worunter auch Schreiber dieses) und eine kleine Anzahl Freunde und Geschwister versammelten sich im Hause des Verstorbenen. Auf Wunsch seiner Töchter Maria und Anna, die einzigen, die von den Kindern seiner ersten Frau anwesend waren, wurde das schöne Lied gesungen, welches der liebe Bruder in Nebraska oft vorgesprochen und gerne mitgesungen hat: „O Herr der Herrlicheit, gib, daß ich stets bereit, etc." Br. J. Kliewer las Joh. 14, 1—12 und betete. Dann wurde die Leiche zum Versamlungshause in Reedle gefahren, wo sich eine große Anzahl versammelt hatte.

Br. J. H. Thiesen machte den Anfang, nachdem No. 6, 19, 176 und 119 aus Ev. Leider gesungen. Er ließ noch das Lied: „Näher mein Gott zu dir" singen, las Ps. 90, 1—12 und betete. Schreiber dieses Lied No. 241 und hatte den Auftrag, etliche Bemerkungen in der englischen Sprache zu machen. (Tochter Anna hatte neulich einen englischen Mann geheiratet.) Las 2. Petri 3. 11—14. Br. P. Richert Lied: Dort über jenem Sternenmeer. Text 2. Kor. 5, 1—9. Nach dem Schlußgebet wurde jedermann Gelegenheit gegeben, die Leiche zu sehen, und der Sarg wurde zum Reedley Kirchhof gefahren. Am Grabe wurde noch 1. Kor. 15, 20—28 gelesen und gebetet. Der Chor sang im Versammlungshause und am Grabe schöne passende Lieder.

Vom Kirchhof ging oder fuhr jeder in das Seine, aber Br. Bier hatte auf der alten Erde seinen letzten Gang gemacht und seine nachgelassene Witwe ging mit doppelten Pflichten heim. Er ruht jetzt nach „all' der Müh' und Last" bis am Auferstehungsmorgen die Posaune geblasen wird und die Gerechten auferstehen werden — unverweslich. Schwester Bier und die lieben Kinder alle sind der allgemeinen Fürbitte empfohlen.

Brüderlich grüßend,

M. B. Fast.

Die Unsterblichkeitshoffnungen der Völker.

Von H. Pauls, Lemberg, Oesterreich.

In einer Negerhütte Afrikas saß eines Abends ein Missionar mit den Schwarzen zusammen. Sie sprachen über ältere religiöse Fragen. Doch als der Missionar anfing, über die Todesfurcht zu reden, kam ein Lachen der Verzweiflung aus dem Munde des Negers, und wie eine Stimme aus der Tiefe klangen seine Worte. Ich fürchte mich so entsetzlich vor dem Tode, und alle Weschamban-Neger fürchten sich so entsetzlich vor dem Tode. Was sollen wir nur machen?"

Es ist die Stimme der ganzen Menschheit, die wir aus diesen Worten des schwarzen Mannes heraushören können: „Die ganze Menschheit fürchtet sich so entsetzlich vor dem Tode. Was sollen wir nur machen?"

Diese Furcht kommt daher, daß alle Völker, selbst die auf so niedriger Kulturstufe stehenden Neger das Bewußtsein und Empfinden haben, daß das Leben mit dem Tode nicht zu Ende ist, u. daß sich die Persönlichkeit im Sterben nicht auflöst.

Ist der Neger sterbenskrank und haben alle die verkehrten Mittel der Zauberdoktoren nicht genützt, so sitzt er wohl in trüber Hoffnungslosigkeit starr und stumm da oder er sucht sich auch durch Redseligkeit die Todesgedanken so lange als möglich aus dem Sinn zu schlagen. Sieht er aber, daß es nun doch zum Sterben geht, dann bricht wohl sein heißes Klagegeschrei los: „Ich bin krank, ich bin sehr krank, wohin gehe ich? Mein Schutzgeist hat mich verlassen, er hat mich weggeworfen, wohin gehe ich?" Doch die Umstehenden haben keine Antwort auf seine bangen Fragen und suchen seine Klagen höchstens durch ihr Schluchzen und durch ihr Jammergeheul zu übertönen.

Denn traurig denken sich die Neger das Dasein nach dem Tode. In der Tiefe wohnen die Geister der Verstorbenen. Dort fristen sie ein schattenhaftes Dasein. Dort ist es so dunkel, kalt und trübe, daß man am besten schläft, um von all dem Elend nichts zu merken. Doch wenn die Menschen einem nicht durch Opfer genug zu essen geben, dann erwachen die Geister und steigen hinauf um die Menschen zu quälen.

So denken die Neger Afrikas und ganz ähnlich alle auf niedriger Kulturstufe stehenden Völker Asiens und Australiens.

Doch auch die auf ziemlich höherer Kulturstufe stehenden nicht christlichen Völker Indiens und Chinas haben ihre Unsterblichkeitshoffnung, wenn es auch eigentlich keine Hoffnung, sondern mehr eine Furcht ist.

Die Inder haben ihren Glauben an die Seelenwanderung. Und merkwür-

dig genug: Die Seligkeit denken sich die Inder im Aufgehen in das Nichts. Sie wünschen nach ihren Vorstellungen nichts sehnsüchtiger, als daß der moderne Unglaube und Atheismus Recht haben möchte, daß die Seele mit dem Tode aufhöre zu sein. Aber das Gefühl davon, daß die Seele unsterblich ist, ist auch dem Gennite der Inder viel zu tief eingeprägt, als daß sie hoffen könnten, daß mit dem Todes alles aus sei. Sie fürchten, daß die Seele nach dem Tode erst noch durch unzählige verschiedene Menschen und Tierleiber wandern und tausende Mal wieder geboren werden und sterben muß, „ehe sie von allen Wünschen und Begierden so weit gereinigt ist", daß sie ins Nichts zerfließen kann. Die indischen Büßer und Pilger tun darum alles mögliche an Selbstkasteiungen und Selbstpeinigungen, um alles Begehren und Streben in sich zu ertöten. Manche rufen stundenlang den Namen eines Gottes an, oder sitzen tagelang, ohne sich zu rühren, hungern wochenlang, leben Jahre lang in einsamen Löchern und Erdhöhlen, oder sitzen 20, ja 40 Jahre auf dem gleichen Fleck und starren unverwandt und wortlos die gegenüberliegende leere Wand an, oder nehmen sich auch selbst das Leben. Alles nur, um vom Leben mit seinen Uebeln um so eher befreit werden zu können.

Ergreifend ist es auch, wie in China die Furcht vor der Unsterblichkeit zum Ausdruck kommt. China hat zwei einheimische Religionen, den Konfuzianismus und den Taoismus, beide mit überraschend schönen Wahrheiten und hohen moralischen Grundsätzen, und doch haben ihnen diese beiden Religionen nicht genügt, weil sie keinen Aufschluß über das Leben nach dem Tode geben konnten.

Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung schickte deshalb der Kaiser von China eine Gesandtschaft ins Ausland, um eine bessere Religion zu suchen. Diese Gesandtschaft fand in Indien den Buddhismus und brachte ihn nach China. Seitdem hat sich der Buddhismus über das ganze große Chinesenreich ausgebreitet und sich mit den beiden alten Religionen vermischt. Bei Tod und Begräbnis werden die buddhistischen Mönche geholt; und die machen ihre Zeremonien und rufen ihre Gebetsformeln und zeigen ihre scheußlichen Bilder von der Hölle und der Unterwelt mit ihren Qualen und sie beuten dann das Volk gehörig aus.

So hat das böse Gewissen der Menschen in allen diesen nichtchristlichen Völkern das Bewußtsein entstehen lassen, daß dem Leben eine Strafe folgen muß und daß es darum im Leben nach dem Tode so unsagbar traurig und schrecklich sein wird. Bekannt sind auch die Vorstellungen der Alten von dem Leben nach dem Tode; und sie sind bei den verschiedenen Völkern merkwürdig ähnlich. Die alten Griechen und Römer hofften, daß einige wenige Auserwählte in den Olymp, in den Kreis der Götter und Halb-Götter erhoben würden. Doch die Uebrigen alle, fast alle Menschen, müßten hinab in die Unterwelt, um dort ein ödes, schattenhaftes Dasein zu führen, wo manche noch besondere Qualen erleiden müssen, wie jener, der bis an den Hals im Wasser steht und doch vor Durst verschmachtet, weil das Wasser immer zurückweicht, wenn er sich darnach bückt.

Aehnlich die alten Germanen. Sie hofften, daß einige Tapfere zur Walhalla aufsteigen würden, während sonst alle Menschen zum Niflheim, in die Nebelwelt hinab müssen, wo alles feucht und trübe ist, und wo die Hel, die Todesgöttin haust, jene Hel, die unserem Worte Hölle den Namen gegeben hat.

Und ähnlich dachten auch die alten Slaven-Völker, wenn wir auch von deren Religion noch weniger wissen als von der der alten Germanen.

Eine andere Vorstellung vom Leben nach dem Tode, eine wirkliche Hoffnung, hat sich erst allmählich in jenem Volke gebildet, das wie kein anderes die religiöse Entwicklung der Menschheit beeinflußt hat, bei den Juden. Dort erwacht mit der Gewißheit von der Allmacht Gottes, des Schöpfers der Welt auch die Gewißheit davon, daß er alle die Seinen auch nach dem Tode halten und tragen wird: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln", so hieß es im 23. Psalm, „und ob ich schon wanderte im finstern Tal, so fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir" und im Buche Hiob hieß es: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und als der Letzte wird er sich über den Staub erheben."

Freilich hat erst der Herr Jesus diese Lebenshoffnung zu ihrer Vollendung geführt und ihre Gewißheit durch sein Leiden, Sterben und Auferstehen fest gegründet. Die heutigen Juden, die den Herrn Jesus noch immer verwerfen, haben keine gewisse, fröhliche Unsterblichkeitshoffnung. Viele von ihnen verfallen dem modernen Unglauben und sind Vorkämpfer dieses Unglaubens, andere sind von christlichen Vorstellungen beeinflußt. Die meisten werden von den Gedanken des Talmuds beherrscht und diese Gedanken finden ihren Ausdruck bei dem schrecklichen Klagegeheul bei den jüdischen Beerdigungen und beim Totenfeste. So haben wir nur durch Jesus Christus, unsern Herrn und Meister, der vom Himmel kam, die Gewißheit der ewigen Seligkeit und die Erlösung von der Furcht vor Tod und Hölle, vor Unterwelt und Fegfeuer.

Eine schwer kranke, fromme Christin wurde zu einer schweren Operation ins Krankenhaus gebracht. Den Verwandten, die sie trösten wollten, sagte sie getrost und freudig: „Ich habe ja eine herrliche Zukunft vor mir. Entweder gelingt die Operation, dann werde ich gesund; oder sie gelingt nicht, dann komme ich sogleich in das Reich meines Heilandes, wo keine Schmerzen mehr sein werden."

Das ist die Unsterblichkeitshoffnung der Christen.

In dieser Hoffnung konnte der Apostel Paulus schreiben: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben uns von der Liebe Gottes scheiden könne." Und der Apostel Petrus konnte sagen: „Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von dem Tode, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das bewahrt wird im Himmel."

Darum wohl uns Christen! Wir können durch unsern Heiland die Gewißheit der ewigen Seligkeit haben. Heil uns, wir haben eine Hoffnung! Heil uns, wir haben einen Heiland!

Vereinigte Staaten

California.

Dinuba, California, den 21. Mai 1913. Meine Kinder Franz Ensen sind herübergekommen von Inman, Kansas u. haben sich hier eine große Farm eingehandelt, sie wohnen bereits darin, und so habe ich jetzt mein Quartier bei ihnen. Sie haben 41 Milchkühe. Pferde und fast alles, blieb dabei, was zur Betreibung der Farm nötig ist. Der erste Schnitt Alfalfa ist fertig; die Gerste ist auch schon geschnitten.

Die Ansiedlung ist zwar noch neu, kann aber bald recht romantisch werden zwischen zwei aufblühenden Städten. Franz Krökers, die zum Begräbnis seines Vaters nach Nebraska gefahren waren, sind noch nicht daheim. Sie haben hier auch eine Farm gekauft.

Vorigen Sonntag, den 18. Mai überraschten wir den alten Bruder Christian Hodel zu seinem 75. Geburtstag. Die Kinder hatten stillschweigend dem Vater eine Freude machen wollen und es gelang ihnen. Es kamen etwa 50. Chr. Hodel ist unser Kirchenvater. Er wohnt nahe am Versammlungshaus. Wir hatten einen recht gesegneten Nachmittag.

Lieber Bruder John S. Friesen, Jansen, Nebraska, ich schickte dir gestern einen Brief, daß dein Bruder noch nicht hier sei; heute ist er jedoch hier; er war bei Ensen zu Mittag. Wie lange er si chhier aufhalten wird, weiß ich nicht.

Man hört fast von allen Gegenden, daß eine gute Ernte in Aussicht ist. Auch liest man von Tornados und Hagel, wodurch manche Felder zerstört und Städte zertrümmert wurden. Strafgerichte Gottes! Wenn doch die Menschen möchten in sich gehen und nicht so sehr in Hoffart leben.

Maria Bier, die sich hier ungefähr ein Jahr aufhielt, ist vorige Woche nach Washington zu ihren Geschwistern gefahren. Sie will dort Hochzeit machen. L. Maria, Th. haben die Einladung zur Hochzeit erhalten. Wünsche euch eine glückliche Ehe.

An meinen Bruder B. Fast schickte ich den 15. Mai einen Brief ab. Hast du ihn erhalten? Schreibe bald!

Für diesmal genug. Grüßend,

Peter Fast.

Huntington Park, Calif., den 17. Mai 1913.

Nach langem Schweigen will ich wieder mit euch ein Weilchen plaudern. Worüber soll man denn plaudern? Ich glaube, das was man lernt durch Menschen, mit denen man in Berührung kommt, gibt den besten Unterhaltungsstoff Während ich heute morgen in meinem Studierzimmer sitze u. die freundlichen Sonnenstrahlen durch's Fenster schauen, und mich heiterer Vogelgesang erquickt, da kommen mir die Worte des Dichters in den Sinn:

„Da ziehet Gottes Odem
So frisch durch die Brust.
Da jauchzet und singet
Das Herz zum Himelszelt
Wie bist du doch so schön,
Du weite, weite Welt!"

Ich glaube, der Mensch, der wirklich dankbar ist für alles, was ihm Gott zugedacht, wird auch den Trieb, ihm zu dienen und zu lieben verspüren.

Während meiner Frühlingsferien wurde ich zu den sehr lieben alten Geschwistern Schmiedebergs eingeladen. Es war ein warmer Freitagnachmittag, als ich froh, von meinen Pflichten entledigt zu sein, meine lieben alten Freunde aufsuchte. Onkel Bismark, denn so nennen wir ihn oft, weil er bei dem Fürsten Bismark gedient hat, führte mich gleich zur kleinen Küche, wo wir von allem Guten die Fülle hatten. Wie glücklich wir den Nachmittag zusammen waren, kann ich nicht beschreiben. Die Stunde soll mir zu den schönsten meines Lebens gehören. Die Erinnerung an Gottes wunderbare Führung in Br. Schmiedebergs Leben soll mir eine Erquickung und eineStärkung auch fernerhin bleiben. Onkel Schmiedeberg zählt bereits 77 Jahre und die Tante 75 Jahre. Noch nie ist er krank gewesen. Seine Geistesfrische u. Leibeskräfte sind bewunderswert. Gerade wie Karl Gerock sagt: ‚Auch im Silberhaare bleib ich noch einJüngling." Zwei Kriege hat er mitgemacht. Nur durch viel bittere Erfahrung hat er endlich den lebendigen Glauben an Gott ergriffen. — „Nebst Gott," sagt er, „habe ich es meiner lieben Frau zu verdanken, daß ich ein Christ geworden bin." Durch ihr sanftes, treues Leben mit dem Erlöser hat sie ein manches Menschenherz beeinflußt.

Onkel Schmiedeberg meint, er habe die Gabe zum Schreiben nicht, aber zum Erzählen ist sie ihm reichlich zugedacht. Schon oft ist er gebeten worden, etwas von seinen abenteuerlichen Erlebnissen niederzuschreiben, doch davon wird nichts. So viel mir sitzen geblieben ist von einer seiner Heldentaten, werde ich ihn erzählen lassen:

Zur Anerkennung seiner Dienste für das Vaterland wurden dem Fürsten Bismark nach dem Kriege mit Oesterreich drei Besitzungen in Hinterpommern gegeben. Hier brachte er seine Sommerferien zu. Zur Bewachung erhielt er acht Berliner Schutzleute. Ueber diese Landschaften erstreckten sich Meilen und Meilen Eichenwald. Auf einer dieser Besitzungen lag ein kleines Dörflein Wartzin. Hier wohnte ich mit meiner Familie. Ich war gesund, aber so arm wie eine Kirchenmaus. Ich glaubte an einen Brot-Gott, aber sonst kümmerte ich mich um ihn nicht. Unsere Leute waren da zu der Zeit überhaupt „Hinterwälder", auch in ihrem Verhältnis zu Gott.

Als Fürst Bismark auf sein herrliches Landgut zog, erfuhr er, daß sich ein gefährlicher Dieb im Walde irgendwo aufhielt, der täglich zu seiner Herde Hühner, Schafe und Kälber hinzutat. Ich erfuhr das, und da ich mich damals vor nichts in der Welt fürchtete, so ließ ich mich durch einen von Bismarks Schutzleuten bei ihm melden. Da stand er, Bismark, ein großer, starker Mann, dessen Blick mich zu durchbohren schien.

„Wie heißen Sie?" fragte er.

„Schmiedeberg, Exzellenz", kam die prompte Antwort.

Sind Sie ein Soldat?"

„Jawohl, Exzellenz."

„Ein Verbrecher hält sich hier in der Waldung auf und richtet viel Schaden an. Würden Sie wohl den Mut haben, an ihn heranzutreten?"

„Jawohl, Exzellenz," betonte ich lachend.

„Laßt mich euch einen Rat geben," fuhr Bismark fort, sich zu den Schutzleuten wendend. „Einer muß sich als Spitzbube verkleiden in eine graue Jacke und Hosen und Mütze ohne Schirm. Dazu noch einen Beutel Lebensmittel mitnehmen. Wer hat wohl die Courage? Er melde sich."

„Schmiedeberg wäre ein ausgezeichneter Mann, er kann auch Plattdeutsch sprechen," meinte einer der ernstgewordenen Gendarme (Schutzleute). Sie fürchteten sonst, es könne sie treffen.

Den folgenden Morgen erschien ich als Spitzbube. Der Plan war, erst zum Vater des Diebes Karl Stollmann zu gehen, ohne Verdacht im Dorfe zu verbreiten. Ein Gendarm zu Pferde führte mich armen Sünder, bis wir zu Herrn Stollmanns kamen. Herr Stollmann betrieb eben ein sehr flottes Geschäft im Dorf. Er hatte einen Laden und seine Ware bezog er aus seines Sohnes Vorratskammer. Der Gendarm drohte dem gewissenlosen Kaufmann mit Verhaftung, wenn er seinen Sohn nicht bis morgen stellen würde. Einen habe er schon und zeigte dann nach mir. Mittlerweile hatten sich etliche Schutzleute im Wald versteckt, die wir später treffen wollten.

Während der Verhandlung stand ich armer verdorbener Mensch. Die Bauern kamen aus Neugierde und fragten: „Wot hest du done? Hab sie wo eenen dotschloage?" Ich schaute demütig zur Erde und sagte nichts.

Im Wald trafen wir die Schutzleute wieder. Hier irgendwo ,wußte ich, hatte Karl zwei Brüder. Ich verabschiedete mich von den Schutzleuten und versprach ihnen zum Zeichen meines Aufenthalts einen Schuß abzufeuern. Nachdem ich durch ein großes Maisfeld gelaufen war, erreichte ich den Gänsehirten. „Kenne Sie Karl Stollmann?" fragte ich, „ich hab mit ihm gesete in de Schohl."

„He is men Broder," sagte er.

„Wost du, wo he es; eck bin ock utrete" (ausgerissen).

Er konnte mir darüber nicht Aufklärung geben, aber sein Bruder könne mir genau die Sache erzählen.

Ohne weiter darüber zu sprechen, nahm er mich zu seinem älteren Bruder, dem erzählte ich meine Geschichte und versprach ihm eine Belohnung, die seinem Magen zu gut kommen sollte. Er sagte mir sofort, daß sich sein Bruder in einer Höhle aufhielte und er bereit sei, mich zu ihm zu bringen. In wilder Flucht lief er durch den Wald und ich ihm nach. Ich faßte der Sicherheit halber nach meinem Revolver und fand zu meinem großen Schrecken, daß ich ihn in meinen andern Kleidern gelassen hatte. Mir wurde trotz meines Mutes recht unwohl ums Herz; aber jetzt war's zu spät. Mein Führer kam endlich zum Halt.

„Jett bleibst du hier, bet ick kom," befahl er und verschwand hinter einem tiefen Abhang.

Eine Stunde hab' ich wohl gewartet, währenddem ich eine tiefe Reue über mein Spitzbubenleben empfand. Noch immer stiegen mir unangenehme Bilder auf über den möglichen Ausfall, als plötzlich zwei Männer hervortraten. Der Fremde begrüßte mich sofort mit den Worten: „Bit do dat," dann schickte er seinen Bruder fort mit der Mahnung, sehr auf die Gendarme acht zu geben und morgen Nachricht zu senden (Merkwürdig, wie ein Spitzbube dem andern traut); dann wandte er sich zu mir.

„Kannst du ock god loppe? Wir wollen jett gleich zur Nummer Sicher." Wie ein verfolgtes Reh lief er in den Wald hinein über Rain und Graben und ich ihm nach, so gut ich konnte. In meinem Leben haben mich meine Beine noch nicht so schnell getragen wie dies Mal. Auf der einen Stelle war der Graben so breit, daß ich trotz Aufbietung aller Kraft doch hineinfiel. Da gabs keine Zeit zum Untersuchen oder Stöhnen; die einzige Rettung war, so schnell wie möglich 'raus und nachlaufen. Der Atem war mir schon ziemlich dreimal ausgegangen, als wir uns einer großen Höhle näherten. Hier war die Vorratskammer von Stollmanns Geschäft. Ich sahe da Hühner, große und kleine, einen Haufen Kartoffeln, Schafe und Kälber usw. Eine Höhle war es, wie sie der unglückliche Polyphemus im Lande der Riesen einst besaß.

„Hest du eene Pan?" fragte ich, denn mein Hunger quälte mich. Er lachte und machte dabei ein kleines Feuer. Dann holte er ein Stück Fleisch auf einen Speer und hielt es übers Feuer. Ich versicherte ihn, daß ich etwas Besseres im Beutel hätte, doch Branntwein trank er nicht. Das Leben war ihm schon unsicher genug, ohne betrunken zu werden.

Während wir so gemütlich schmausten, erzählte er mir, wie es ihm beinahe gelun-

gen wäre, eine Kuhe mit einem Taschentuch zu entführen, aber daß die Kuh ihm mit seinem schönen bunten Tuch durchgebrannt sei. Aber heute abend wolle er es noch einmal versuchen.

„Hest du en Gewehr?" unterbrach ich ihn.

„Ment is entzwei, ober he haf ick wot betteret."

Damit zeigte er einen langen Dolch. Ich nahm die blanke Waffe und bewunderte sie. Wir gingen zur Höhle hinaus. Er wandte sich; in dem Augenblick hob ich das Messer und wollte ihn stechen; doch eine Stimme bezwang mich und ich ließ den Dolch fallen. Ich glaube, es war von Gott.

„Welle Jack und Hot tusche, dat dee Lüd uns nick kenne," riet ich ihm ohne einen Verdacht in ihm zu erwecken. Er freute sich über den Plan und bald hatte ich seine Jacke. Jetzt setzte ich ihm meinen Hut auf. Langsam fuhr ich ihm über seinen Kopf. Doch zu seinem Schrecken kommen mein Finger um seine Kehle. Die Zunge kam zum Mund heraus.

„Du bist mein Arrestant. Ich bin ein Diener Bismarcks, und jetzt zeige mir den Weg nach Wartzin", kommandierte ich. — „Anderthalb Schritt gehst du voraus und wagst nicht, die Hand zu heben."

„Ich ben verlore," seufzte der Schurke.

„Jawohl,", wenn du nicht meinen Befehl befolgst."

„Ich führte ihn mit einem kleinen Strick mit einer Hand und in der andern hatte ich seine spiegelblanke Waffe.

„Halt ,was tust du da?" rief ich ihm scharf zu.

„Ick wol mi Näs wesche."

„Das tu i ch, wenn es sein muß."

So wanderten wir durch den Wald. Die Schutzleute hatten mich schon aufgegeben. Das ganze Dorf war auf den Beinen mit Stecken und Flinten. Sie meinten, und besonders meine Frau, ich sei verloren oder habe mich dem Spitzbubenleben in allem Ernst ergeben. Welch ein Jubel, als ich mit dem verzweifelten Schurken ankam.

Bismark war so entzückt über meinen gelungenen Fang, daß er mir am Hof eine Stelle gab. —

Soweit habe ich Onkel Schmiedeberg erzählen lassen über seine Erlebnisse in Hinter-Pommern. Wenn es den Editor nicht verdrießt, werde ich später etwas mehr schreiben und erzählen, wie der liebe Gott ihn für sein Regiment gewonnen hat und welche treue Dienste er dann geleistet. (Dies möchten wir gerade noch hören. Ed.)

Noch haben wir die lieben Eltern, die uns das Leben so verschönern durch das schöne Heim, das sie uns geben. Sie senden die herzlichsten Grüße an die lieben Verwandten in Rußland und auch Amerika.

Noch einen besonderen Gruß von California an den Editor und Familie.

John P. Dyck.

Calorado.

Berthoud Colo., den 27. Mai 13. Friede zum Gruß! Da wieder eine geraume Zeit verstrichen ist, seit ich meinen letzten Bericht von hier einsandte, so dachte ich, heute wieder ein paar Zeilen zu Papier zu bringen, um sie durch die Rundschau der Oeffentlichkeit zu übergeben, und zwar zum allgemeinen Wohl der werten Leser.

Wir dürfen denn erstens zum Ehre des Herrn berichten, daß wir uns gegenwärtig einer leidlich guten Gesundheit erfreuen und dasselbe allen, die dieses lesen, ebenfalls von Herzen wünschen. Meine liebe Frau wird auch von Zeit zu Zeit besser, jedoch geht die Besserung nur langsam vor sich und sie ist noch immer sehr schwach und hilflos, doch, dem Herrn sei Dank, nicht hoffnungslos. Und die Hoffnung läßt ja in keiner Weise zu schanden werden. Der Lokomotivführer braucht die Maschine bloß soweit so besorgen, daß sie sich weiter fortbewegt, und wenn sie am Ziele angelangt ist, daß sie dann stille steht. Nach rechts oder links zu lenken braucht er sie nicht, daz usind die Räder so eingerichtet, daß es nicht entgleisen läßt. Die Passagiere dürfen sich getrost hinsetzen und jeder wird sicher zum Ziele kommen. Darum nur getrost einsteigen!

Die Witterung ist hier gegenwärtig schön, die Erde vom vielen Regen, den wir hatten, noch immer schön naß, daß folgedessen alles schön wächst. Die Feldarbeit, glaube ich, ist somehr beendigt, als einer und der andere sät noch Gerste, welches hier noch so zur Nachsaatzeit gehört. In den nördlichen Gegenden, wie z. B. in N. Dakota und Saskatchewan wird der Flachs wohl auch erst nach der Saatzeit gesät, und so ist es hier mit der Gerste, die kann noch ziemlich spet gesät werden. Der Ertrag ist gewöhnlich ein ganz guter.

Von einem und dem andern wurde mit der Rübenarbeit schon vergangene Woche begonnen, doch diese Woche ist sie wohl schon allgemein in Angriff genommen. Wir „schafften" vergangene Woche drei Acres, doch die nächsten können wir erst ausgangs dieser Woche „dünnen", denn sie sind noch zu klein. Die Pflanzen sollen eine gewisse Größe haben, sonst reißt man sie aus, und wenn das geschieht, verdorren sie, wenn man die Pflanzen auch wieder einsteckt; auch nimmt das zuviel Zeit in Anspruch. Die Wurzelfaser braucht nur eben in der Erde zu bleiben, dann wächst sie schon weiter, wenn sie auch auf der Seite lieben bleibt — das fördert zu schnellerm Wachsen.

Eine 160 Acrefarm ist hier dieses Frühjahr verkauft worden zu 22,000 Dollars. Die Gebäude sind nicht sehr gut, sonst wäre sie noch bedeutend teurer gewesen.

Die Erbsen, von denen die Farmer hier in der Umgegend bis 500 Acres gepflanzt haben, stehen dies Jahr auch ganz ausgezeichnet. Voriges Jahr waren nur 300 Acres ausgesät worden. Die Körner werden hier ausgehülst, und eingekannt (eingemacht) werden sie in der nächsten Stadt, nördlich von hier in Loveland, wo eine große Fabrik diese Arbeit besorgt.

Alle Leser hüben und drüben herzlich grüßend, verbleiben wir eure Mitwanderer zur Ewigkeit.

Jak. M. u. Kath. Thießen.

Kansas.

Gössel, Kansas, den 26. Mai 1913. Werte Rundschauleser!

Ich werde wieder versuchen, meine Schuldigkeit zu tun und etwas einschikken. Unser Lehrer pflegte oft zu sagen: Wenn wir auch nicht alle große Dinge verrichten können, etwas tun kann ein jeder.

Freitag waren wir zu einer Hochzeit eingeladen, nämlich bei Witwe Peter Schröder — früher viele Jahre Diakon-Schröders zu der Alexanderwohler Gemeinde. Ihre Tochter Susanna trat mit Witwer Heinrich Schmidt in den Ehestand.

Bruder Schmidts erste Gattin war eine Maria Jager, Pflegetochter der Geschwister Heinrich Wedels, welche schon viele Jahre tot sind. Wieviele Jahre Bruder Schmidt verheiratet war, weiß ich nicht; aber nachdem sie mit Zwillingen beschenkt waren, wurde ihm die Gattin und die Kinder durch den Tod genommen. Nachdem er wohl über 18 Jahre Witwer war,durfte er Freitag Hochzeit feiern. Die Feier fand in der Alexanderwohler Kirche statt. Die Festredner waren Prediger Peter Buller und Prediger C. C. Wedel. Zum Kaffee ging es zu Tante Schröders Heim, nicht ganz eine Meile westlich von der Kirche gelegen. Sie hatten einen schönen Hochzeitstag und auch viele Gäste. Wir wünschen ihnen noch viel Glück und Segen zu ihrem ferneren Leben.

Den 25. waren wir auf einem Geburtstagsfest bei Joh. Schröders. Schw. Schröders erster Mann war ein Buller. Sie ist eine Tochter des alten Onkel Abraham Martens, welcher vor länger als einem Jahr am Schlaganfall starb. Schw. Schröder feierte ihren 59. Geburtstag, wozu die alte Tante Abraham Martens und eine Anzahl Geschwister und Freunde erschienen waren. So durften wir einen schönen Nachmittag verleben. Es fehlte auch nicht an einem schönen Mahl.

Gestern abend regnete es schön. Weizen und Hafer stehen gut. Wenn alles vor Schaden bewahrt bleibt, kann es eine schöne Ernte geben.

Alle Leser grüßend,

H. C. u. M. Franz.

Inman, Kansas, den 24. Mai 1913. Werter Editor!

Da ich schon lange nicht für die Rundschau geschrieben habe, und, wie ich glaube, der Editor die Schubladen nicht so

voll haben wird wie im Winter, so will ich einen kleinen Bericht einsenden.

Von der Witterung ist zu berichten, daß es gegenwärtig trocken ist. Wiewohl wir hin und wieder schöne Regenschauer gehabt haben, so ist das Erdreich doch nicht gründlich durchnäßt und der Weizen hat folgedessen noch nicht alle können in Aehren kommen; haben aber Aussicht auf eine mittelmäßige Ernte.

Von Krankheit ist nicht viel zu berichten. Dem Herrn sei die Ehre dafür. Und doch wurde heute wieder eine Leiche beerdigt. Es war die Tochter der Witwe Peter Pauls, Tochter meines vor 11 Jahre verstorbenen Bruders, früher Fürstenwerder Rußland. Die Katharina ist alt geworden 37 Jahre und 5 Monate. Bettlägerig gewesen 18 Stunden. Sie ist an Herzkrankheit gestorben. Ja, wahrlich, der Tod sieht gar kein Alter an. Sie wurde von der Bethel Kirche aus begraben. Die geräumige Kirche war zu klein, alle Besucher zu fassen. In dieser Kirche ist es in letzter Zeit schon wiederholt vorgekommen, daß einen Tag Hochzeit war und den nächsten Tag Begräbnis. So auch diesmal wieder. A. Neufeld und Anna Ediger feierten gestern Hochzeit in der Kirche. Jo, so wechselhaft ist auch unser Leben. Rosegger in einem seiner Gedichte sagt:

Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten;
In der einen jauchzet Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.

Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ew'gen Klänge:
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.

Möchte es nur dem Herrn gelingen, uns alle durchzubringen zur ewigen Ruhe, wünscht euer geringer

D. D. Pauls.

Missouri.

Clinton, Mo., den 30. Mai 1913. Es erinnert mich wieder, einen Bericht zu schreiben.

C. C. Vothen verkauften ihre Haussachen und reisten zurück nach Oklahoma, wo ihre Eltern wohnen. Er will dort in der Ernte behilflich sein und sich Geld verdienen. Vielleicht kommen sie wieder zum Herbst zurück; nur sollte sein Vater hier auch wohnen. Es ist hier recht gesellschaftlich.

Letzte und diese Woche sind hier beim Seminar recht viele Erdbeeren gepflückt worden. Die Pflücker bekommen den vierten Teil. Gestern vormittag hatten unsere Pauline und Lydia 93 Quart gepflückt, und große, etliche sind noch größer wie Taubeneier. Br. Witke ist der Oberaufseher, der verkauft sie zu 10 Cents per Quart. Kurt Gräfe ist der Gärtner; aber ein recht fleißiger Mann ist er, zum Hände schütteln hat er gar nicht Zeit; Er versteht seine Sache in der Gärtnerei sehr gut. Er sagte, daß sie schon so bei $75.00 wert Erdbeeren verkauft hätten. Nächste Woche wollen sie für die Schule einkochen. Das wird den Studenten fein munden nächsten Winter. Abr. Mohr ist Engineer, und die Dampfwäscherei ist wohl fast alle Tage im Gange. Br. Reinmuth holt die Wäsche aus der Stadt und bringt sie auch wieder zurück. Seine Frau ist die Aufseherin. Sie versteht's auch extra gut. Jakob P. Buller und Abraham Friesen schaffen auf der Schulfarm. Sie sind bei J. F. Harders in der Kost. Bruder Hartmann und Frau bleiben diesen Sommer über im Heim. Er ist ja ein ausgezeichneter Maler und auch ein guter Sänger, aber auch ein unübertrefflicher Musikant. Er hält einige Male in der Woche mit der Jugend Singübungen.

Folgende Mädchen gingen von der Schule aus nach St. Louis kolportieren: Helena und Maria Richert, Maria Hart, Anna Reimer, Theresa Schwandt und May Walters.

John Roth hält dort Zeltversammlungen, Karl Specht ist Zeltmeister und Frieda Reinmut Bibelarbeiterin. Klara Kugel reiste gestern ab nach Russel, Kansas, um dort als Bibelarbeiterin tätig zu sein. Mein englischer Nachbar melkt 16 Kühe, sie geben so etwa 200 Quart Milch per Tag. Die verkauft er zu 7 einhalb Cents per Quart. Sechszehn Acres Viehweide hat er sich gerentet zu $4.00 per Acre den Sommer über.

Es war hier gestern recht warm, auch etwas windig. Das Thermometer zeigte 27 Grad R. warm. Einige Tage zurück gingen wir fischen. Da gingen wir an ein Weizenfeld vorbei, so etwa 80 Acres. Aber prächtig! So von drei bis vier Fuß hoch und Aehren bis sechs Zoll lang. Fische gibts hier im Fluß bis acht Pfund schwer. Wir haben noch keine so große bekommen, aber gesehen haben wir sie. Wir ließen es uns gelüsten und kauften uns einen. Wir bezahlten 75 Cents von zweiter Hand. Der Fluß ist nur etwa eine Meile von uns im Süden. Aber Bäume sind da, es sieht prächtig aus.

Letzte Woche hatten einige Frauen das Unglück, daß ihnen ihr Pferd zu mächtig wurde. Es lief mit ihnen davon. Dabei hatte sich eine Frau den Arm mehrmals gebrochen. Wir haben uns schon so etwas heimisch eingerichtet, es gefällt uns recht gut.

Jacob Thomas.

Oklahoma.

Cordell, Okla., den 26. Mai 1913. Zuvor einen herzlichen Gruß an den Editor und an alle Rundschauleser! Ich habe bis dahin noch keinen Bericht geschrieben, darum weiß ich nicht, ob er wird gute Aufnahme finden. Ich habe schon lange gefühlt, daß ich es tun sollte, aber ich fühle mich immer zu untüchtig dazu, doch sehe ich mich veranlaßt, durch einen Fehler in dem Bericht von B. C. Wedel, meinem Schwager, in No 21, Seite 3, wo es heißt, daß mein Mann schon 20 Jahre das Bett hütet. Wie er das hat schreiben wollen, weiß ich nicht. Krank ist mein Mann von Mitte Oktober 1912; fest zu Bett gelegen hat er von anfangs Dezember 1912. (Es sollte nicht heißen: Jahre, — sondern: Wochen. Ed.) Weil die Rundschau weit und breit, auch im fernen Asien gelesen wird, und vielleicht auch in die Häuser meiner Geschwister, Martin Janzens Kinder, früher Alexanderwohl, Südrußland, und bei vielen Verwandten und Bekannten einkehrt, so wollten wir die Sache so schnell wie möglich zurecht bringen. Uebrigens glaube ich, daß der Schwager es auch tun wird; es wäre vielleicht auch nicht meine Sache gewesen. (Wir danken für die Berichtigung. Es ist einfach unser Fehler. Ed.)

Nun noch etwas von unsrem Befinden. Im Uebrigen sind wir so ziemlich gesund, nur ist mein Mann vorige Woche hart krank gewesen und auch jetzt noch. Er hat heftiges Fieber neben seinem Magenleiden. Wenn der liebe himmlische Vater uns auch in die Leidensschule genommen hat, so haben wir trotz der dunklen und trüben Stunden, einen frohen Aufblick zu den Bergen, von wannen uns Hilfe kommt, und wir flehen um Beistand, daß wir der Aufmunterung des Apostels nachkommen möchten: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

Es ist jetzt ziemlich trocken; ein schöner Regen wäre sehr erwünscht. Der Weizen ist im Durchschnitt zu kurz zum Binden, doch wollen wir dem himmlischen Vater dankbar sein und hoffen, daß er weiter seinen Segen gibt und unser Feld bewahrt, daß wir ernten können.

Zum Schluß noch einen herzlichen Gruß an alle leiblichen und geistlichen Geschwister, auch an alle Verwandten und Bekannten nahe und fern.

Heinrich u. Elis. Koop.

Gotebo, Okla., den 29. Mai 1913. Lieber Editor! Einen Gruß zuvor! Ich sehe mich veranlaßt, ein wenig an die Rundschau zu schreiben, denn in meinem vorigen Bericht in No. 21 sollte es von H. Koop, dem Bruder meiner Frau heißen, daß er zwanzig Wochen krank gelegen habe, und nicht zwanzig Jahre. Gesund sind wir so ziemlich mit unsern Kindern, dem Herrn sei Dank dafür. Uebrigens ist bei Gotebo alles beim Alten.

Es ist sehr trocken; der Regen fehlt schon sehr notwendig. Die Weizen- und Hafererente wird nur sehr schwach sein. Wenn der Herr seine Hand zurückzieht, muß man doch einsehen, daß der Mensch ganz kraftlos ist. Wenn er uns den Regen nicht zur Zeit gibt, dann hilft unser Rennen und Laufen nichts.

Ich will noch mitteilen, daß wir den 18., Sonntag, ein schönes Tauffest hatten. Es wurden zehn Seelen in den Tod Chri-

sti begraben. Wir hatten schöne Versammlung. Bruder Peter Wiens, unser Evangelist hielt die Taufrede klar und verständlich. Er hat eine Woche unter uns Abendstunden gehalten und, soviel ich weiß, im Segen. Wenn auch nicht Erweckungen entstanden sind, so hat es doch zur inneren Stärkung gereicht. Die Aufnahme der Neugetauften fand abends im Versammlungshaus statt. Der Prediger der Nachbargemeinde hatte den Auftrag, am Wasser den Schluß zu machen. Er machte schöne Schlußbemerkungen und betete noch. Dann ging ein jeder seine Straße fröhlich.

Zum Schluß noch einen herzlichen Gruß an alle, die sich meiner erinnern.

Benjamin C. u. K. Wedel.

Canada

Manitoba.

Rose Farm, Manitoba, den 22. Mai 1913. Werte Rundschau!

Da ich schon lange nichts an die Rundschau geschrieben, so will ich es jetzt tun. Waren letzten Sonnabend nach Altona zu den Großeltern zu Besuch gefahren und trafen da Freunde, die eben am Freitag vom Kuban in Rußland, bei den Großeltern angekommen waren. Diese Freunde waren der Neffe des Großvaters Peter Heinrich nebst Frau mit mehreren Reisekameraden.

Nun möchte ich noch zuerst dem unbekannten lieben Schwager David Nachtigall, Borißowka, Sibirien, meinen herzlichsten Dank abstatten für die Nachricht vom Absterben seines Schwiegervaters Jakob Voth, meines lieben Onkels, den letzten Bruder meines verstorbenen Vaters. Bitte, lieber Schwager Nachtigall, mir deine Adresse anzugeben oder einen Brief zu schreiben, ich werde antworten. Nun, da ich schon auf meiner Gedankenreise im nördlichen Rußland bin, so will ich noch mehr Freunde besuchen. Zuerst will ich im Dorfe Schumanowka bei meinen Cousins Franz und Jakob Voth ein wenig einkehren und ein „Gott mit euch und euren Familien!“ zurufen. Hoffe immer noch einmal einen Brief von euch zu erhalten. Jetzt zu Dietrich Voth im Dorfe Orlow. Auch dir samt Familie entbiete ich einen herzlichen Gruß von mir und Familie. Nun geht's zu Abraham Voth im Dorfe Rosenhof. Würde gern persönlich einmal bei dir hineinschauen, aber jetzt nimm in Liebe die kleine Nachricht von mir an nebst herzlichem Gruß.

Jetzt reise ich von Barnaul nach Omsk zu meinen Kousins Johann und Heinrich Voth und Schwager Peter Isaak. Sollte euch dieses zu Gesicht kommen, so seid vielmals von uns gegrüßt und schreibt uns Briefe, ich werde sie beantworten.

Nun ins Samarische, zu Onkel Diedrich Voth. Ich wünsche Ihnen samt Familie die beste Gesundheit und Wohlergehen in irdischer wie auch in himmlischer Beziehung. Soviel ich weiß, ist die Mutter öfters kränklich durch Anfälle.

Nun noch im südlichen Rußland auf Sagradowka im Dorfe Münsterberg zu Schwager Reimer (weiß den Vornamen nicht). Seine Frau ist meine Kousine Aganetha Voth, Schönsee. Seid auch ihr von uns mit einem freundlichen Gruße gegrüßt, sowie alle lieben Bekannten, von denen da vielleicht noch mehrere am Leben sein werden aus dem Dorfe Nikolaidorf. Sollte jemand von den Freunden oder Schulgeschwistern von Liebe gedrungen, mich eines Briefes würdigen, und Fragen an mich stellen, so werde ich, so gut ich kann und weiß, beantworten.

Sollte von obenerwähnten Freunden keiner die Rundschau lesen, so sind liebe Leser in ihrer Nähe gebeten, ihnen dieses zu zeigen. Meinen herzlichsten Dank im Voraus. Ich bin mit meiner Familie, Gott sei Dank, schön gesund und wünsche solches auch allen Lesern und Nichtlesern der Rundschau.

Noch etwas von der Witterung. Es ist ausgezeichnet schön, wenn auch immer noch etwas kühl; aber für die Farmer sehr günstig, die Saatzeit zu fördern, welche dieses Jahr viel Zeit in Anspruch nimmt.

Wenn jemand an meine Adresse schreiben will, die ist folgende: Peter Voth, Lowe Farm P. O, Box 102, North Amerika, Canada, Manitoba.

Nun noch einen Gruß an alle Leser von

Peter Voth.

Clearsprings, Man., den 23. Mai 1913. Gruß und Wohlwunsch an alle Rundschauleser zuvor! Ich will mit diesem versuchen, einige Fehler, die sich in meinen Bericht über das Absterben unserer Mutter eingeschlichen haben, berichtigen. Daß es nicht des Schreibers leibliche Mutter war, sondern Schwiegermutter, hat der Zusammenhang nachgewiesen, aber größer war der Fehler, daß es hieß, sie habe den ganzen Winter das Bett gehütet; denn zu Bett gelegen hat sie nur vier Wochen. Es sollte dort heißen: das Zimmer gehütet. Weiter heißt es, daß sie die Mühe Gottes gefühlt habe. Nun, so sinnlos wie dieser Gedanke beim ersten Anblick erscheinen mag, ist er gar nicht, wenn laut Gottes Wort keiner ist, der Gutes tue, auch nicht einer, und alle dem Herrn Arbeit machen mit ihren Sünden und Mühe mit ihren Missetaten, so ist auch sie unter diesen gewesen, und sie ist es auch inne geworden, daß der Herr sich Mühe gegeben hat, sie von ihrem sündigen Zustand zu überzeugen; aber der Gedanke des Schreibers war, daß sie die Nähe Gottes gefühlt habe.

Sonst geht hier alles seinen gewöhnlichen Gang. Der Farmer streut wieder in Hoffnung seinen Samen ins Erdreich, welches jedoch unter den gegenwärtigen günstigen Witterungsverhältnissen nicht so gut von statten geht, wie wir es gewohnt sind, denn infolge des nassen Herbstes, konnte damals nicht alles gepflügt werden, was also jetzt getan werden muß. Und das Pflügen geht auch nicht so gut als gewöhnlich, weil das Land durch den vielen Regen während des letzten Jahres eine andere Eigenschaft angenommen hat.

Am letzten Sonntag wurden in Steinbach Abraham T. Reimer, Sohn des Joh. Reimer, Clearsprings, und Fräulein Katharina Fast von Clyde, N. Dak., durch Prediger Abraham Isaak ehelich verbunden. Prediger Joh. D. Dück und Gattin, eine Tante des Schreibers, von Hillsboro, Kansas, machen hier gegenwärtig Besuche bei Kindern, Verwandten und Bekannten.

H. H. Enns.

Saskatchewan.

Lost River, den 21. Mai 1913. Weil der liebe Bote jede Woche erscheint und von weit und breit Nachrichten bringt, möchte ich ihm auch gerne etwas mitgeben. Ich muß eine Trauerbotschaft mitgeben, weil meine liebe Frau gestorben ist. Geborene Maria Pauls, geboren anno 1857, den 14. Juni, und gestorben anno 1913, den 15 Mai. Der liebe Herr hat sie von uns genommen, das Liebste, was ich auf Erden besaß. Der Herr liebt so, daß wenn ich daran denke, mir die Augen oft übergehen. Der Herr hat sie mir gegeben, der Herr hat sie mir genommen. Das Leben war für sie hier schon sehr schwer. Sie hatte oft Herzschlag, auch war die rechte Seite gelähmt. Dieses sei allen Geschwistern, Freunden und Bekannten zur Nachricht. Sie hat sieben Kinder geboren, von denen eine Tochter in Manitoba ist, die andern sechs Kinder sind hier. Die Mutter ist von unserer Familie voraufgegangen. Wir möchten ihr folgen. 1884 sind wir in den Ehestand getreten und gewohnt in Südrußland, Jekater. Gouv., Alte Kolonie, Neuendorf, bis 1907, anno 1907 nach Amerika ausgewandert, anno 1910 hierzulande aufgenommen, anno 1911 mit der Familie hierher gezogen von Manitoba.

Noch einen herzlichen Gruß an alle, die sich unser erinnern. Euer aller Schuldner

Jakob Ens.

Aus Zionsbote.

Waldheim, Sask., den 23. Mai 1913. Einen herzlichen Gruß an den Editor und an alle Rundschauleser! Da ich schon eine geraume Zeit nichts für die Rundschau geschrieben habe, so dachte ich, es sei vielleicht dem einen oder dem andern etwas neues, wieder einmal etwas von uns allen zu hören. Zuerst kann ich sagen, daß wir, dem Herrn sei Dank, noch alle schön gesund sind. Auch meine liebe alte Mutter ist ja nach ihrer Weise so ziemlich munter. Sie kann ja nicht mehr viel schaffen und doch macht sie hin und wieder Kleinigkeiten zurecht in ihrem Amt

Fortsetzung auf S. 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

11. Juni 1913.

— Aus den Staaten Missouri, Kansas und Oklahoma wird berichtet, daß es heiß und trocken ist. Inbezug auf die Ernte erregen die gegenwärtigen Witterungsverhältnisse große Besorgnis. Möglich, daß ein baldiger Witterungsumschwung die Aussichten bessern würde.

— Während wir noch unter dem Eindruck stehen, daß der Frühling kaum erst ins Land gekommen ist, schreibt man von Oklahoma schon, daß die Ernte nahe vor der Tür ist. Recht schade ist es, daß die Ernteaussichten auf vielen Stellen nicht sehr verlockend sind. Hoffentlich schenkt der himmlische Vater noch günstige Witterung, wo es noch nicht zu spät ist.

— Weil der Zeitungsherausgeber George A. Newett den frühern Präsidenten Theodore Roosevelt als einen Trunkenbold hinstellt, hatte dieser ihn verklagt. Nachdem während des Prozesses Herr Newett eingesehen hatte, daß ihm unmöglich sein werde, seine gemachten Behauptungen aufrecht zu erhalten, erklärte er, daß er falsch unterrichtet worden sei, überhaupt aber seine Beschuldigungen gegen Roosevelt nicht aus böser Absicht gemacht habe. So ist der Prozeß jetzt zu Ende und Roosevelts Ruf ist wieder hergestellt. Man weiß jetzt sogar viel besser als vorher, daß er sehr mäßig im Trinken ist. Wäre Roosevelt in gewissen andern Dingen auch so mäßig gewesen, wenigstens etwas mäßiger als er in der Tat war, so wäre die Zahl seiner Verehrer gewiß größer, als sie heute ist.

— In No. 21 heißt es in unsern editoriellen Bemerkungen, daß California den Japanern die Erwerbung des Bürgerrechts nicht erlauben will. Dies bedarf der Berichtigung, denn was California den Japanern nicht erlauben will, ist, Grundeigentum käuflich zu erwerben. Es heißt öffentlich wohl, daß sich dies auf alle jene asiatischen Rassen bezieht, denen die Erwerbung des Bürgerrechts nicht gewährt ist, doch gesteht man gern ein, daß hauptsächlich die Japaner damit gemeint sind. Wie sehr es den Japanern um die Erwerbung des amerikanischen Bürgerrechts zu tun ist, sehen wir aus folgender Mitteilung des „Ger. Her.": „In einem englischen Blatt lesen wir: Japaner, die in Hawaii geboren, sind zur Erwerbung des amerikanischen Bürgerrechts berechtigt. Aber sie geben um dieses nichts, da sie Japaner bleiben wollen." — Danach scheinen auch die Japaner zu denjenigen zu gehören, deren Sinn nicht sowohl auf das, was sie haben können, als vielmehr auf das, was sie nicht haben können, gerichtet ist."

— Vor mehreren Monaten kam Dr. Friedrich F. Friedmann mit dem von ihm entdeckten Mittel gegen Lungenschwindsucht nach Amerika und erweckte dadurch in manchem Schwindsüchtigen große Hoffnung. Anfangs schien es, als ob der Zustand der von ihm behandelten Patienten wirklich Besserung zeigte, doch später fielen sie wieder in ihren früheren Zustand zurück. Die mit der Untersuchung betraute Kommission verhält sich heute der ganzen Geschichte gegenüber sehr mißtrauisch. Es heißt, daß nach dem heutigen Stande der Dinge die medizinische Wissenschaft noch nicht einmal den vollgiltigen Beweis dafür habe, daß das Friedmannsche Heilmittel ungefährlich und harmlos sei. Friedmann selbst rüstet zur Abfahrt in die Heimat. Er soll erklärt haben, daß seine amerikanische Mission erfüllt sei. Wie es scheint, kümmert es ihn, nachdem er seine Erfindung für einen hohen Preis verkauft hat, wenig, ob der Beweis von dem Wert seines Heilmittels erbracht ist oder nicht. Die Hoffnungen der vielen Kranken werden wohl unerfüllt bleiben, wenn nicht jene Leute, welche ihm seine Erfindung abgekauft, damit mehr Erfolg haben werden, wie er selbst hatte.

— Ein Beispiel merkwürdiger Vorsehung Gottes berichtet der „Mennonitische Familienkalender vom Jahre 1873. Die Begebenheit soll sich in Rußland zugetragen haben und vollständig auf Wahrheit beruhen. Nach dem Bericht hatten sich zwei Edelleute verfeindet und einander blutige Feindschaft geschworen. Bald darauf starb der Diener des einen und wurde nach der dortigen Sitte noch an demselben Tage begraben. Der andere Edelmann geriet nun auf den boshaften Einfall, seinen Feind vor Gericht des Mordes an diesem Diener zu beschuldigen und ihn so zu verderben. Um dem Leichnam die Merkmale gewaltsamen Todes beizubringen, wurde derselbe in der Dunkelheit der Nacht ausgegraben, in stehende Stellung gebracht und mit Schlägen bearbeitet. Plötzlich bewegte sich der Tote und bat flehentlich um Schonung. Voll Entsetzen ergriffen die Uebeltäter die Flucht und der vermeintliche Tote schleppte sich mit Aufbietung aller Kräfte zu der Wohnung seines Herrn, wo man über sein Erscheinen in große Aufregung geriet. Ein Starrkrampf hatte den Diener in dem totenähnlichen Zustand gehalten, aus dem er erst nach der Befreiung aus dem Grabe und unter dem Schmerz, den ihm die Schläge jener Bösewichter verursachten, erwacht war.— Man sagt heute aber, es geschehen keine Wunder mehr, und so glaubt man die Wunder, die di uns die Bibel erzählt, auch nicht. Freilich haben wir vorsichtig zu sein allen Wundertätern unserer Zeit gegenüber, denn diese werden meistens durch einen andern Geist geleitet als den Geist Gottes, und ihre Wunder beruhen auf Betrug. Aber Gott tut noch täglich Wunder, und es ist noch nicht einmal nötig, daß wir die Berichte in alten Büchern nachlesen, um dies zu wissen, sondern es bedarf nur, daß wir unsere Aufmerksamkeit dem Walten Gottes über uns und in unserer Umgebung ungeteilt zuwenden. Freilich entgegnet uns der eingebildete Ungläubige oder, wenn man will, der Gottesleugner, wir reden es uns nur ein, daß Gott uns wunderbar hilft und sich an uns bezeugt, doch wir wissen es am besten, was wir an ihm haben.

Aus Mennonitischen Kreisen

J. H. Johnson bittet, seine Rundschau nicht mehr nach Thomas, sondern Tologa, R. 1, Oklahoma, zu schicken. Weiter berichtet er: „Das Wetter ist schön und der Weizen, Corn, Broomcorn, Kaffircorn u. s. w. sieht sehr schön; doch fehlt es an Regen, da es schon sehr trocken wird. Sonst ist alles beim Alten."

J. E. Bergen, Dinuba, California, schreibt am 28. Mai: „Indem wir die Melkerei hier jetzt aufgeben und wieder zurück auf unsere Farm gehen, so bitte ich, die Rundschau wieder nach Reedley, Route 3, Box 150 zu schicken. Wir bekamen hier letzte Nacht einen schönen Regen, was hier in dieser Jahreszeit wohl schon eine Ausnahme ist. Grüßend, J. E. B."

J. A. Wiebe berichtet von Kansas City am 22. Mai: „Ich bin jetzt schon 25 Tage hier beim Krebsdoktor gewesen und gedenke so Gott will und wir leben, morgen schon heimwärts zu fahren. Ich bin zwar noch nicht ganz heil, aber ohne Schmerzen zu leiden. Und so kann ich sagen: Lobe den Herrn meine Seele! Weil ich recht viel Briefe von Freunden und Geschwistern, die über mein Befinden Auskunft wünschten, bekam, so bitte ich dies durch die Rundschau bekannt zu machen."

Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., berichtet am 29. Mai: „Gestern fuhren H. T. Krausen, die im Winter von Lehigh, Kansas, hierherzogen, wieder zurück zu Muttern. Gestern nacht regnete es hier (wohl im ganzen Staat) einen Zoll und die meisten Leute sind froh dafür. Freilich wer sein Gerstenheu flach liegen hatte, wünschte auch Regen, nur sollte der erst übermorgen kommen. Tante Krause ließ sich hier in der Stadt ein nettes Haus bauen und wohnt bereits darin. H. E. Reimer und Familie kamen her um hier zu wohnen. Gruß an alle."

Joseph Zimmermann, Sterling, Kansas schreibt am 28. Mai: „Wir haben gegenwärtig schönes, warmes Wetter, aber schon wieder zu trocken für den Weizen; auf magern Boden bleibt er zurück. Wir hatten schon einige Mal Aussicht auf Regen, doch zog er wieder vorbei dorthin, wo es notwendiger zu sein scheint. Wenn Gott es wohlgefällig ist, wird er aus nichts etwas machen. Der Mensch bleibt immer schuldig, Gott Ehre zu geben für alles, was er tut. In der Rundschau begegnen wir oft recht lehrreichen Beispielen, die den Lesern dienlich sind zur Seligkeit, indem sie bewogen werden abzulassen von dem sündlichen Leben der Welt, welches dem natürlichen Menschen immer anhängt und träge macht, daß er sogar zurücksieht, wie Lots Weib."

Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., berichtet am 23. Mai: „Reife Kirschen, Aprikosen und Erdbeeren sind bereits auf dem Markt — und zwar aus nächster Nähe. Aussicht für Obst ist sehr gut. Das Wasser in den Kanälen ist da, doch ist es ein bißchen knapp und Viele, die es eben möglich machen können, haben Brunnen gemacht und Pumpen aufgestellt. Manche, die mit scheinbar viel größerem Mut hierhergekommen sind, als sie da bewiesen, wo sie wohnten, wurden getäuscht, weil es hier diesen Winter und Frühling kälter und windiger war als gewöhnlich. Doch vor solchen außergewöhnlichen Wetter, als sie in Nebraska diesen Frühling schon zweimal hatten — auch in andern der Mittelstaaten, sind wir bewahrt geblieben. Ist hier schon schön warm."

J. J. Berg, Enid, Oklahoma, schreibt den 28. Mai 1913: „C. C. Grunaus sind nach Isabella zur Hochzeit gefahren. Die Schwester des C. C. Grunau verheiratet sich mit einem gewissen Jakob Koop daselbst. P. H. Bergs von Isabella, die zwei Wochen bei Korn auf Besuch waren am Krankenbett ihrer Mutter, kamen letzte Woche wieder zurück nach Enid, ihrer früheren Heimat. Ihre Mutter ist dort gestorben im Alter von 73 Jahren und 8 Monaten. So haben sie ihren alten Vater Peter Berg mitgebracht, der wohl fernerhin bei ihnen sein wird. — Vom Wetter ist zu berichten, daß es noch immer sehr trocken ist. Der Weizen wird nächste Woche geschnitten werden. Etlicher wird nur halb so viel geben, als es hätte gegeben, wenn es naß gewesen wäre. Hafer wird es nur sehr wenig geben, wenn es nicht bald regnet.

Adreßveränderung.

Peter Fast, Reedley, Calif., jetzt Dinuba, California. — „Alle meine Freunde und die welche mit mir im Briefwechsel stehen, möchten sich dies merken. Bitte um recht viel Briefe."

Peter Dalke, Cordell, Oklahoma, jetzt Bessie, Oklahoma, R. 2.

Auskunft.

Da in der Rundschau No. 19, Seite 14 von D. Nachtigal, Rußland, angefragt wird, wo das Buch „Der Irre von St. James" zu bekommen ist, so möchte ich ihm hiermit mitteilen, daß das Buch in Katalog No. 25, Seite 91 angegeben ist, herausgegeben vom Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.—Eingef

Gestorben.

Die alte Witwe, Schwester Heinrich Kröker ist den 23. Mai gestorben und wurde Sonntag nachmittag, den 25. Mai begraben.

Nachdem P. P. Regier die Einleitung gemacht hatte, hielt Rev. M. M. Just von Isabella die Leichenpredigt. Inzwischen sang der Chor schöne, passende Lieder.

Die Verstorbene hatte ihren Leichentext selber gewählt, nämlich Offb. 14, 13 und Phil. 1, 21. Ihre Kinder waren alle zum Begräbnis gekommen, außer eine Tochter, die in Idaho wohnt. Von Henderson, Neb., waren gekommen Corn. J. Edigers, John Abrahams, Heinrich Kröker und von Korn, Okla., Corn. Thießens. Wenn ich recht behalten habe, ist die Verstorbene und ihr Mann von Ladekopp, Rußland übergesiedelt nach Henderson, Nebraska, wo ihr Gatte denn schon früher gestorben ist. Als ihre Kinder John P. Regiers letzten Herbst in Nebraska auf Besuch waren, kam sie mit ihnen hierher, wo sie bis jetzt auch gewesen ist.

Sie ist alt geworden 83 Jahre und 4 Monate. Am Grabe sangen die Großkinder noch eins ihrer Lieblingslieder und der Chor sang noch mehrere Lieder.

Abends war Abendstunde. Nachdem Corn. J. Ediger die Einleitung gemacht hatte, hielt John Abrams eine Predigt und M. M. Just machte den Schluß.

J. J. Berg.

Enid, Okla., 23. Mai 1913.

Rußland.

Von den Wolgakolonien.

II.

Hansau ist eine mennonitische Ansiedlung gewesen, die ich leider erst kennen lernte, als nur noch einige Mennoniten dort wohnten, der größte Teil, gerade die wohlhabendsten Wirte, hatten alles verkauft und waren unter der Führung eines Mannes namens Claas Epp nach Asien in die Gegend von Taschkent gezogen. Man wollte, wenn ich nicht irre, einen Friedensport aufsuchen, um dem Antichristen zu entgehen, fand aber später, daß man sich geirrt hatte, denn die meisten der Aussiedler verließen später jene Gegend wieder und suchten Amerika auf. In dem Dorfe Orlow, über 300 Werst östlich von Taschkent, sitzt noch ein Häuflein dieser Mennoniten, wohnen aber zusammen mit anderen Wolgakolonisten aus verschiedenen Ortschaften und können also dort weit schlechter ihre besonderen Ordnungen festhalten und es geht ihnen sicher nicht viel besser als hier in Hansau und anderen Ansiedlungen. Ich ging damals von Haus zu Haus in dem verlassenen Hansau und fand in manchen Häusern eine großartige Einrichtung. Die Ansiedler hatten alles stehen und liegen lassen, was zur Wohnung gehörte, denn sie hatten alles samt den Möbeln verkauft. Es tat mir selbst weh, wie die Menschen so schöne Häuser samt der bequemen Einrichtung so schnöde verlassen konnten, denn aus Not, das sah man vor Augen, war dies gewiß nicht geschehen.

Auf jedem Hofe stand ein schönes, großes Wohnhaus, manche aus Backsteinen errichtet; gleich an das Wohnhaus stieß ein geräumiges Vorhaus, welches mit der Stallung verbunden war, alles unter einem Dach, so daß der Wirt bei schlechtem Wetter nicht auf den Hof hinauszugehen brauchte. Auf dem Hofe befand sich gewöhnlich eine sehr große Scheune, in welchem die ganze Ernte Platz fand. Die Gärten habe ich schon erwähnt in meinem ersten Berichte. Denkt man sich jetzt noch hinzu die schönen Pferde und eine schöne Anzahl von Schweizerkühen, die bequemen Wagen und Schlitten der Wirte, so ist es wirklich nicht zu begreifen, wie man all dies konnte wegwerfen und eine noch schlechtere Gegend aufsuchen.

Zum Glück sollen die Mennoniten doch ziemlich gute Preise bekommen haben, doch ist sicher nicht alles so bezahlt worden, daß sie keinen Schaden daran gehabt haben. Man sah vor Augen, daß sie möglichst schnell verkaufen wollten und solche Gelegenheiten lassen reiche Leute nicht unbenutzt vorübergehen.

Wir hatten damals in unserer Gegend drei reiche Brüder, die gerne ganz Hansau gekauft hätten, und diese kauften denn auch alles, was sie bekommen konnten. Später haben sie wirklich alle Wirtschaften in Hansau gekauft, sie ruhten nicht eher, bis der letzte Mennonit wegzog. Dabei geschah es, daß die letzten Wirtschaften, welche weit geringer waren als die ersten, einen besseren Preis bekamen als die ersten, denn diesen Herren kam es doch nur darauf an, das Land zu besitzen, bis der letzte Mennonit wegzog, hatten diese Herren schon einen großartigen Garten in der Mitte des Dorfes angelegt, viele Gebäude errichtet und eben alles nach ihrem Geschmack gemacht, da Hansau sich nicht mehr ähnlich sah. Mehrere Jahre wurde dort großartig gewirtschaftet, alles sah so aus, als ob diese Herren sich hier auf immer niederlassen würden. Da dieselben aber an anderen Orten noch mehr Land erstanden, wurde schließlich Hansau nur noch als Sommererholungsort benutzt. Dies geschah noch mehr, als die drei Herren sämtlich in der Stadt ihre Wohnorte aufschlugen.

Nicht lange dauerte das Glück der drei Brüder. Durch den Bankerott eines Geschäftsfreundes,, dem sie, wie man hörte,

zu viel anvertrauten, wurden sie selbst bankerott und all das große Vermögen derselben flog in alle Winde. Das ist der größte Krach unserer Gegend gewesen, den sich niemand so schnell hat vorstellen mögen. Wer dies hätte zehn Jahre vorher voraussagen wollen, der wäre sicher von vielen verlacht worden, da jedermann die vorsichtigen Herren gut kannte.

Hansau wurde auch verkauft nd zwar an eine große Gesellschaft von Russen, die sich hier ansiedelten. Wer jetzt das Dorf ansieht, der kann nichts mehr von der alten Einrichtung bemerken, sie ist dahin! Dahin sind auch die Einrichtungen der Kaufleute. Ein kleines Russendorf ist es mit russischen Gebäuden und russischen Einrichtungen; die Wohlhabenheit ist verschwunden. Wie ich schon hörte, geht es den Leuten nicht gut und möchten recht gern auch wieder verkaufen. Ich weiß nicht, wieviel Familien das Land jetzt inne haben, bin aber sicher, daß, wenn die Mennoniten dort geblieben wären, es ihnen heute noch besser ging als diesen Menschen. Zu einer guten Wirtschaft gehört eben mehr als bloß Land und daß die Mennoniten überall Musterbauern sind, hört man von allen Seiten. Das sind unsere Russen aber noch lange nicht und uns Deutschen fehlt auch noch viel. Wenn wir jeder auf einem Landstückchen wohnen könnten, würden wir uns eher zurecht finden, aber bei unserer jetzigen Wirtschaftsweise ist es nicht möglich, eine Musterwirtschaft .einzuführen. Hansau hatte auch ein schönes Schulhaus nebst Lehrerwohnung — alles dahin. Auch der kleine Wald, den man mit großer Mühe angelegt hatte.

J. Kramm.

Fortsetzung von S. 9.

als Knochenärztin. Sie muß so sehr viel husten.

Die Pockenepidemie ist ja auch mit dem Frühjahr verschwunden, man hört nichts mehr davon. Aber man hört öfters von sonstigen Krankheiten und schnellen Todesfällen. Das Frühjahr kam dieses Jahr so auf einmal. Es taute schnell auf und es gab sehr viel Wasser, denn wir hatten viel Schnee. Es war in den 12 Jahren, daß wir hier sind, noch nicht so viel Wasser im Frühjahr. Es war im April auch sehr schön warm, bis 20 Grad. Aber ausgangs April war es wieder kühle, und in der ersten Hälfte des Mai war es immer dunkel und kalt, in den Nächten Frost. Somit ging das Einsäen doch nicht so schnell von statten als es im Anfang schien. Einen ordentlichen Regen hatten wir bis jetzt noch nicht; obzwar es fast alle Tage dunkel bewölkt ist, gab es nur kleine Schauer. Es fehlt ja auch noch nicht gerade so notwendig, aber die Fröste und der Wind haben es schon merkwürdig trocken gemacht. Aber es ist ja einer über uns, der alles weiß und lenkt nach seinem weisen Rat und Willen.

Es tut einem nur so leid, wenn man sieht, daß der wilde Hafer wieder so üppig wuchert und wächst, daß alle Mühe, die man sich damit gemacht hatte, ihn auszurotten, doch vergebens ist. Der macht uns hier noch brotlos und bankrott, wo er erst so im Lande ist. Er ist ja noch nicht überall, verbreitet sich aber immer mehr, besonders durch das aus dem Hoffen Dreschen. Wer viel Land hat, kann ihn ja noch besser bezwingen als solche, die nur wenig haben.

Nun will ich noch ein wenig bei all meinen lieben Freunden einkehren. Zuerst gehe ich nach der Krim, Südrußland, zu euch, liebe Freunde, Franz Pankratzen. Ich grüße euch herzlich und wünsche euch alles Beste nach Leib und Seele. Habt ihr meinen letzten Brief im Frühjahr nicht erhalten? Bitte 'mal um einen langen Brief von euch. Wir haben, glaube ich, schon ein paar Jahre nichts von euch gehört. Schreibe mir wieder von all deinen Geschwistern, liebe Kousine, auch von unserer gemeinsamen Jugendfreundin und wohl deiner Schwägerin, Hel. J. Schmidt. Ich las letztes Jahr einen Brief von ihr bei ihrer Schwester Cornelia Bergman. Man erinnert sich dabei dann noch so manches aus seiner frühen Jugend, als wir alle so oft beisammen waren. Ob wir immer nur artig waren als Kinder, weiß ich nicht mehr, glaube aber kaum. Grüße sie herzlich alle von mir! Wir gehören jetzt schon so mehr unter die Alten. Wollen so leben, daß wir uns alle vor Gottes Tron treffen, um dort zu bleiben in Herrlichkeit und Freuden, denn vor Gottes Tron werden sich einmal alle versammeln müssen, auch die, die nicht wollen; aber wir werden nicht alle bleiben können, um einzugehen in die Freude und Seligkeit. Das hängt von unserm Leben ab, wie wir hier gelebt haben, ob für den Herrn oder für die Welt.

Nun kehre ich noch ein wenig bei euch ein, lieber Onkel und Tante Peter Unruhs und Peter Ecken in Oklahoma. Seid alle herzlich gegrüßt, auch alle eure Kinder, meine Kousins. Laßt doch alle hören, wo ihr seid und wie es euch geht. Wir würden uns herzlich freuen, von allen zu hören, brieflich oder durch die Rundschau, die wohl der sicherste Bote ist. Vielleicht kann mir auch jemand von euch Auskunft geben, wo Benjamin Ecken wohnen, welcher Bruder meines verstorbenen Onkels Kornelius Eck war. Ich bitte darum und danke im Voraus.

Auch noch einen herzlichen Gruß an dich, meine liebe Jugendfreunidn Helena J. Warkentin, geb. Gräve in Kansas. Ich hatte das Vorrecht, einen lieben und werten Brief von dir lesen zu hören bei deiner Kousine Frau Peter Jansen bei Dalmeny. Ich war den 21. Mai bei ihr zu Mittag und sie las mir deinen lieben Brief vor, wo ich auch noch zugleich hörte, daß dein lieber Bruder noch lebt, und wie es all deinen lieben Geschwistern und deinen Kindern geht. Es war mir sehr wert und wichtig, von dir zu hören. Bitte, auch mich einmal mit einem Brief zu beehren. Ich würde die Antwort nicht schuldig bleiben. O wieviel können wir uns noch erinnern von Freuden und Leiden, die uns betroffen haben auf all unsern Reisen durch Asien und nach Amerika. Ja, ja, damals waren wir junge Mädchen, die noch alles somehr von der rosigen Seite ansahen und nicht die Beschwerden so fühlten, wie unsere Eltern. Jetzt würde es wohl anders sein, nicht wahr?

Nun komme ich noch ein klein wenig nach euch, liebe Mutter und Geschwister in S. Dakota. Ich grüße euch herzlich und wünsche euch alles Beste nach Leib und Seele. Bitte, schreibt doch öfter, es kommt so sehr spärlich von euch. Bist du in Montana gewesen, lieber Schwager, und hat es dir dort gefallen? Grüße auch Onkel Kornelius Unruhs und Onkel Isaak Schmitten mit all ihren Kindern herzlich, auch sonst alle Freunde, die sich meiner erinnern!

Die Saatzeit ist somehr beendigt. Das Erstgesäte ist schön grün und recht frisch. Ihr dort in den Staaten denkt wohl nicht mehr am Säen? Ja, es ist ein großer Unterschied zwischen hier und dort. Auch die Bäume sind noch nicht völlig in ihrem grünen Kleide, es sieht noch so jung aus. Das dunkle und kühle Wetter hielt alles zurück. Die Mücken stellen sich auch schon recht freundlich ein.

Alles Beste hoffend und mi tbestem Wohlwunsch schließend, verbleibe ich eure Mitpilgerin nach Zion.

Elisabeth A. Schultz.

Rußland.

Ziegerweide, Südrußland, den 11. April 1913. Gruß zuvor an den Editor und die Leser! Ich will versuchen, abermals der Rundschau einen Bericht zu übersenden. Aber was soll ich eigentlich schreiben, daß es euch interessant ist zu lesen? Nun, mit Gottes Hilfe will ich's versuchen.

In meiner Familie sind wir, Gott sei vielmal Dank, schön gesund, welches ich auch dem Editor und den Lesern wünsche. Die Berichte von Sterbefällen lese ich gewöhnlich das erste, es wird nur nicht genau angegeben, aus welchem Dorf in Rußland sie ausgewandert sind. Der liebe Gott erntet hier sehr. Es sind in sechs Monaten elf (11) Begräbnisse gewesen. Bei meinem Nachbar Heinrich Epp starb unverhofft sein Sohn Jakob im Muntauer Krankenhaus den 13. März im Alter von 41 Jahren, 1 M. und 16 Tg. Er war des kränklichen Vaters ganze Stütze, der ihn jetzt mitten in der Saatzeit begraben lassen mußte. Er starb am Magenkrebs. Der Vater ist alt und sein Zustand durch Schlaganfall sehr geschädigt. Er will jetzt seine zwei Vollwirtschaften verkaufen.

Den 16. März bei Heinrich Dück eine Tochter im Alter von 2 Jahren, 7 Monaten und 17 Tagen, und so lagen wieder

zwei Leichen zu gleicher Zeit auf dem Brett.

Den 30. März 2 Uhr nachts erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß Gerhard Neufeld tot sei und wurde gebeten zu kommen und Neufeld auf's Brett bringen zu helfen. Das war eine Nachricht, die manchem wohl unglaublich vorkam; er hatte am Tage wohl große Schmerzen, die er auch schon öfter dulden mußte, da sei wohl bei ihm selbst noch bei den Kindern keine Ahnung gewesen, daß er um zwei Uhr schon eine Leiche sein werde. Durch Gottes Führung erwachte die Tochter und es trieb sie, nach dem Vater zu sehen, und — welcher Schreck! — fand ihn auf den Knieen auf dem Fußboden liegen. Ehe sie ihn bis auf den Stuhl hatten, war der Atem weg. Wie gerne die Kinder wohl noch ein paar Worte mit ihm gesprochen hätten, aber es war zu spät. Das ist wieder eine Warnung an uns Lebende, nichts aufzuschieben; es kann auch einmal zu spät sein, Abschied zu nehmen. Auch H. Epp erwähnt oft, wenn er doch vor dem Sterben seines Sohnes noch hätte mit ihm sprechen können.

Gerhard Neufeld, früher wohnhaft in Rosenort, heiratete 1888 den 16. Juni von dahier die Witwe Peter Wiens. Seine letzte Frau starb dies Jahr, den 4. Januar 1913, und er jetzt, den 30. März im Alter von 72 Jahren, sieben Monaten und 21 Tagen. Er litt an Gallenstein.

Bedenke, Mensch, das Ende,
Bedenke deinen Tod!
Der Tod kommt oft behende;
Der heute frisch und rot
Kann morgen und geschwinder
Hinweg gestorben sein.
Drum bilde dir, o Sünder,
Ein täglich Sterben ein, usw.

An dem Tage, als Gerhard Neufeld begraben wurde, waren auf mehreren Stellen Begräbnisse: Klaas Kröker, Kleefeld, wurde auch denselben Tag begraben.

Seit meiner Bitte um Briefe habe ich heute den dritten Brief erhalten. Vielmal dankeschön. Besonders wichtig ist mir der Brief von B. K. F., der seinen 90. Geburtstag diesen Monat feiert. Wie ihm die Hand zittert, ist am Brief zu sehen. Noch ein Glückwunsch:

Endlich kommt die Zeit—
Ist wohl nicht mehr weit —,
Wo die Engel niederschweben,
Dich zum Licht empor zu heben
Aus dem Tränental
In den Freudensaal."

Ich kann dir berichten, daß der gestorbene Jakob Bärg von Rosenort stammend, und kein Verwandter von Gerhard Bärg ist, „und die ausgestorbene Gerhard Neufeld seine Frau, ihre Mutter war Gerhard Bärg seine Halbschwester." Ich habe deinen Freunden, als: Gerhard Bärg, Johann Dücken, Peter Regehr und Witwe Sawatzky den Brief zu lesen gebracht. Sie bestellen, dich zu grüßen. Auch den andern Freunden, K. Klaßens Kindern brachte ich ihn.

Der zweite Brief war von J. K. Weil er aber nicht ein Rundschauleser ist, wende ich mich an Peter Harder. Die Schwester deiner Frau ist seit dem 20. Febr. im Altenheim. Den dritten von C. B. W. dankend erhalten. Wenn Briefe verloren gehen, denke ich, ist der Fehler, daß die Adresse nicht richtig ist. Meine Tochter schrieb einmal selbst die Adresse nach ihrer Schwester nach Kronberg und hatte bei der Poststation ein „e" hintenan ausgelassen, und war der Brief wegen einem „e" in Sibirien gewesen, anstatt 100 Werst ist er über 4,000 gegangen, und von einem Tag wurden zwei Wochen, ehe sie ihn bekamen. Von hier schickte einmal einer eine Begräbniseinladung dahin und hatte vermutlich auch das „e" weggelassen. Der Brief war zwei Monate unterwegs gewesen; sie hatten ihn aber doch bekommen. Das Verlorengehen kann nur vom Postamt bis zum Empfänger geschehen.

Gerhard Driedger danken seinen Großkindern sehr für die Nachrichten. Auf einem Auge kann er wohl nicht sehen und mit dem andern kann er mit aller Anstrengung, wenn er das Augenlid mit den Fingern aufhebt, etwas lesen. Vorzulesen ist bei dem schwachen Gehör auch beinahe unmöglich. Er hat schon viele Jahre ein Schallrohr gebraucht, aber au chdamit ist ihm oft nicht alles deutlich zu machen, und bei seiner Frau ist Gesicht und Gehör auch nicht viel besser als bei ihm. Der Großvater sagt, von Gerhard Driedgers Frau hätten sie kein Portrait. Die ist ihm unbekannt, hörst du? Eurem Onkel Peter Driedger habe ich die Kleinwirtschaft zu 5,600 abgekauft. Es ist nach den gegenwärtigen Preisen viel zu teuer, aber ich wollte auch einmal einem Menschen einen Gefallen tun. Ich war gestern bei ihm in Rosenort. Er hat vom Wohnhaus das Strohdach herabgerissen und mit Dachpfannen gedeckt.

Heute ist schon der 21. April. Ich wollte eigentlich nicht weißes Papier nach Amerika schicken, aber bei so herrlicher Natur hat man nicht Lust, drinnen zu sitzen und Briefe zu schreiben. Wenn man so die Allmacht Gottes beschaut, im Winter standen die Bäume kahl da, nur Holz, und jetzt sind sie voll Laub und weißer Blüten und auf dem Felde sind so viel Blumen, und dazu kommt der Gesang so vieler Arten Vögel — o wieviel Dank bleibt der Mensch schuldig! Das Getreide auf dem Felde steht jetzt prächtig. Der Roggen ist eine Arschin und zwei Werschock hoch (31 und einhalb Zoll) und die Aehre schaut schön heraus. Mit dem Winterweizen sahe es anfangs April nicht aufs beste aus, weil er sich schon am 4. April gelagert hatte, da es diesen Monat aber, Gott sei Dank, wenig geregnet hat, kann es doch noch eine gesegnete Ernte geben. Das Stroh hat hier keinen Wert. Ich hatte bei 200 Fuder Stroh übrig; da ich keinen Raum habe für das frische, haben wir schon mehrere Tage davon auf die Steppe gefahren, um es zu verbrennen. Auch geschenkt will es keiner nehmen. Doch es kommt nach dieser Zeit eine andere. Mir wurde gesagt, daß ein Ziegelbrenner für gute Bezahlung Stroh nehmen wollte, aber das Glück werden nur wenige bekommen, wenn sie noch Geld zahlen, um ihr Stroh los zu werden. Der Roggen hat vergangene Woche eine halbe Arschin gewachsen, also zwei Zoll jeden Tag. Es ist schon manchmal in der Pfingstwoche Roggen gemäht worden.

Prediger Peter Regehr bat mich, schriftlich anzufragen nach Johann Dörksens, Gnadental, seinem gewesenen Nachbarn über die Straße. Die alten sind mit 13 Kindern nach Amerika gezogen und wohl schon längst tot, aber wo halten sich die Kinder auf und wie geht es ihnen? Er meint, ob Kornelius Funk ihm könnte Nachricht schicken, oder schreibt von den Dörksens Kindern wer! Peter Regehr sein Gehör nimmt ab. Das Schreiben geht schon sehr schlecht, weil die Hand zittert, aber Lesen, besonders von auswärtigen Bekannten, macht ihm große Freude. Ich brachte ihm gestern P. Warkentins Bericht. Er las ihn mehrere Male über und sagte, seine Kinder würden euch Nachricht schicken. Kinder hat er acht am Leben. Einer ist in Sagradowka Aeltester der M. B. Gemeinde, einer in Alexanderkrone Zentrallehrer und zwei Söhne und ein Schwiegersohn sind Prediger.

Heinrich Arendt sein Sohn von 25 Jahren hatte das Unglück, daß ihm die Pferde beim Fahren durchgingen, weil er sie nicht halten konnte, als ein Automobil von hinten nachkam. So ging es etwa eine Werst ziemlich gegeneinander, wo dann die Pferde an den Zaun kamen und er herabfiel. Der Doktor hat ihm zwei Wunden am Kopfe genäht. Wenn sonst nicht noch Brand oder Blutvergiftung hinzukommt, wird er ja noch wohl am Leben bleiben. Die Autos haben schon manchen Tropfen Blutes vergossen. Rußland hat ja auch viel Menschen, wie ich kürzlich in den Zeitungen las; es sollen täglich 14,000 geboren werden.

Des hiesigen Aron Thießen Frau liegt im Muntauer Krankenhaus sehr krank und soll, oder ist operiert worden. Es ist mir nicht bekannt, an welcher Krankheit sie leidet. Herman Neufeld, Halbstadt, doch wohl ein mehrfacher Millionär, ist gestorben.

Jakob Richert kann ich berichten, daß Isbrand Harders von Altonau kürzlich hier waren. Die Tante Witwe Kornelius Pennersche soll eine zeitlang kränklich gewesen sein.

Bitte um Entschuldigung, wenn wo ein Fehler geworden sein sollte. Auf Wiedersehen! Nebst Gruß,

Jakob Neuman.

Kotljarewka, Post Selidowka, Gouv. Jekaterinoslaw, den 28. April 1913. Einen Gruß an den Editor und alle Leser der Rundschau zuvor. Das erste will ich ein wenig nach Alsen, N. Dakota, zu meiner Tante Aganetha Heinrich W. Janzens mit meinem Schreiben gehen. Ich habe einen Brief an die liebe Tante abgeschickt vor langer Zeit, und bekomme keine Antwort. Lebt die Tante nicht mehr? Vielleicht berichtet irgend jemand von dort darüber. Wir haben hier sehr wechselhaftes Wetter: Kühl, Sturm, Nebel; dunkles Wetter aber nicht Regen. Und viele schauen nach Regen aus. Uebrigens steht das Getreide noch sehr gut. Der Frost hat im Garten viel Schaden getan. In unserm Garten ist sozusagen alles verfroren. Blüten waren sehr viel, aber es ist alles kaput.

Hochzeiten sind jetzt an der Tagesordnung, und Spazierfahrten kommen jetzt auch mehr vor wie früher, denn jetzt ist Sibirien das Ziel der Reisen. Viele fahren hin, die lieben Ihrigen zu besuchen. Es ist eine lange Reise. In der Zeit könnte man auch nach Amerika fahren, nur nicht für so wenig Geld. Das Reisen kostet hier in Rußland nicht sehr teuer, aber Zeit braucht es.

Neues passiert nicht viel, so will ich denn schließen mit herzlichem Gruß an alle Onkel und Tanten hüben und drüben u. verbleibe euer geringer

Joh. Quapp.

Nikolaipol, Alie-Ata, den 26. April 1913. Längst schon hätte ich sollen einen Bericht einsenden, aber die vielseitige Beschäftigung hat daran gehindert. Für unsere kleine Ansiedlung wird der bevorstehende Sommer eine Zeit der Prüfung sein. — Man hat bisher ungehindert bei unserm Nachbarvolke, den Kirgisen, Getreide auf das halbe Maß säen dürfen; dieser Gewohnheit, wenn ich's so nennen darf, wurden Hindernisse in den Weg gelegt; aber in letzter Zeit sät man doch etwas. — Auf eigenem Land, 20 Desj. auf der Wirtschaft, kommt man bei den bestehenden Verhältnissen nicht fertig. Zudem hat sich in diesem Frühling ein empfindlicher Wassermangel eingestellt, so daß bis heute noch fast kein Garten bewässert werden konnte, ja in unseren drei Dörfern: Nikolaipol, Gnadenthal und Gnadenfeld waren wir ca. drei Wochen ohne frisches Trinkwasser; haben aber solches in den letzten Tagen durch energisches Vorgehen bekommen. Es wird bedeutend weniger ausgesät, ich schätze, nicht halb so viel wie sonst. Es sind in den letzten Tagen einige erquickende Regen niedergegangen. Der kalten Witterung wegen beginnen die Obstbäume jetzt erst zu blühen. Im Allgemeinen ist der Gesundheitszustand gut. — Unsere Ansiedlung am Tschu wird wohl endlich auch von der Behörde ihre Bestätigung erhalten, sowie auch das Dörfchen Hohendorf. Die Brüder Jakob und Gerhard Reimer sind beide Witwer. Für letzteren ist es besonders schwer, da die Kinder noch alle nicht erwachsen und er keine Hilfe für die Hausfrauenarbeit hat; doch der Herr wird ihm ja auch wieder einen Weg weisen. Er rühmt in letzter Zeit, nach dem Tode seiner Frau Sarah, geb. Giesbrecht, Frieden gefunden zu haben und ein Eigentum Jesu geworden zu sein — große Gnade!

Krankheiten unter den Kindern waren wenig und konnten die Lehrer ohne Unterbrechung in der Schule fortarbeiten, auch während der Pflugzeit. Nur in einem Dorfe glaubte man nicht anders fertig werden zu können, als einige Schüler vom Schulbesuch während dieser Zeit zurückzuhalten. Noch drei Wochen und Lehrer und Schüler offenbaren ihre Leistungen und gehen in die Ferien. Lehrer Penner, der 39 Jahre als Lehrer tätig gewesen ist, hat "gedankt" und wird, wenigstens für größere Schulen, den Beruf niederlegen. — Höchst wahrscheinlich folgt hierüber noch Näheres.

Der Bau der neuen Eisenbahn hat immer noch nicht begonnen.

Allen Freunden, Verwandten und Geschwistern und Eltern einen Gruß und Bitte um Briefe.

Heinr. u. Maria Janzen.

Saborowka, Pawlodarer Kreis, Sibirien, den 24. April 1913.

Werter Editor!

Friede zum Gruß. Da unser lieber Schwager Andr. H. Buller, Montana, in No. 12 der Rundschau, Seite 9 auch uns in Sibirien erwähnt, so möchte ich ebenfalls durch die Zeilen dieses Blattes ein Lebenszeichen von uns geben. Es ist so, daß wir etwas schweigsam gewesen. Ich habe mich wohl in den sechs Jahren unseres Hierseins zweimal hören lassen, habe auch beide Male Antwort erhalten und Katharina F. Unruh hat nach Empfang des Geschenkes auch Antwort gesandt; selbige hat womöglich nicht den richtigen Weg durch den Ozean gefunden. — Ich möchten diesen Bericht deshalb in den Spalten der Rundschau veröffentlich sehen, damit es alle unsere Freunde, Bekannte und Geschwister erfahren. Jedem einzelnen zu schreiben ist etwas mühevoll.

Was die Veränderung in unserer Familie betrifft, so ist es erstens, daß unser lieber Schwager David Schartner in Karpowka, Barnauler Kreis, gestorben ist, und zwar am 20. November 1912, 4 Uhr nachmittags, nach einer dreiwöchentlichen Krankheit im Alter von 68 Jahren, 5 Monaten und 13 Tagen. Das Begräbnis fand am 25. November statt. Er hinterließ eine Witwe mit 11 Kindern am Leben, von denen aber 3 Söhne und 1 Tochter von der ersten Ehe waren, und 6 Söhne und 1 Tochter von der letzten. Erstere sind alle verheiratet, von den andern ist ein Sohn verheiratet.

Der zweite Riß, der in jüngster Zeit in unserer Familie geschehen, ist, daß unser lieber Bruder Jakob Unruh ebenfalls ein Bewohner der Ewigkeit geworden ist. Er starb am 6. März 1913 an einem Herzleiden. Er war schon über ein Jahr kränklich. Er wurde begraben am 9. März. Er war alt geworden 47 Jahre und 6 Tage. Im Glauben an seinen Erlöser hat er 28 Jahre ihm vertraut. Er hinterläßt zwei Töchter, Anna und Maria. Erstere verheiratete sich einige Monate vor seinem Tode, welches ihm noch besonders die Sorge, wie es mit seinen Kindern werden sollte, erleichterte. Zwei Söhne waren ihm in die Ewigkeit voraus gegangen. Im Ehestand hatte er 10 Jahre und 8 Tage gelebt, im Witwenstand aber 12 Jahre und 5 Monate.

Daß unsere liebe Schwägerin Frau Friedrich Unruh gestorben, habt ihr womöglich schon erfahren. Sie starb im Januar 1912. Nun möchte ich kurz mitteilen, wo sich unsere Geschwister alle aufhalten, und wenn es dem lieben Editor nicht zu lang wird, so möchte ich auch die richtige Adressen senden:

Wir, Abr. Unruhs, Friedrich, Adam und die Kinder des Jakob Unruh wohnen in einem Dorf. Die Adresse ist: (Name), Kol. Saborowka, Post Pawlodar, Semipalat. Obl., Sib. Eisenb., Russia.

Johann Unruhs wohnen mit ihren Kindern in Kleefeld. Ihre Adresse ist: (Name) Kol. Kleefeld, Wol. Orlowsk., Sib. Eisenbahn, Post Slawgorod, Kreis Barnaul, Gouv. Tomsk, Russia Schw. Dav. Schartner mit ihren Kindern ebenso, nur statt des Dorfnamens Kleefeld schreibe man: Karpowka.

Heinrich Unruhs wohnen in Podolsky. Ihre Adresse ist: (Name), Kol. Podolsk, Sam. Orenb. Eisenb., Post Pleschanow, Gouv. Samara, Russia.

Tobias Unruh wohnt in Waldheim. Die Adresse ist: (Name), Kol. Waldheim, Post Waldheim, Gouv, Taurien. Russia.

Der Letztere ist Teilhaber einer Maschinenfabrik, die andern treiben alle Landwirtschaft. Soviel ich weiß, sind alle gesund.

Was die Ernte des Jahres 1912 anbelangt, hatten wir eine gute Ernte zu verzeichnen. Weizen gab es 80 bis 100 Pud von der Desj.; Gerste und Hafer bis 120 Pud. Kartoffeln gab es sehr viel. Der durchschnittliche Preis des Weizens ist von 65 bis 77 Kop. per Pud.

Der Winter war dieses Jahr gelinde; Schneesturm war weniger als sonst. — Schnee war viel. Tauwetter trat ausgangs Märzmonat ein. Mit der Aussaat haben wir erst nach Ostern angefangen.

Die russischen Dienstboten sind hier teuer und nur selten zu haben. Von 45 bis 100 Rubel für einen Diensttermin von etwa sechs einhalb Monaten. Es ist auch kein Wunder, denn sie sind eben auch aus dem Grunde nach Sibirien gezogen, weil sie wünschten, von der Dienstbarkeit frei zu sein.

Bitte, uns auch eure Adressen zu senden. Und sollten Peter Unruh die Rundschau nicht lesen, so möchte A. B. ihm diesen Bericht zusenden und ihn aufmuntern, zu schreiben! Noch einen herzlichen Gruß mit Ebr. 4. Abr. Unruh.

Kraßikow, Samara, Rußland, den 1. Mai 1913. Werter Editor und alle Rundschauleser!

Da ich dem Editor versprochen habe, von Zeit zu Zeit etwas für die Rundschau zu schreiben und ich und die liebe Mutter oft von Freunden und Bekannten lesen, so drängte die Mutter, ich sollte Heinrich Thiessens, Dalmeny, Sask., 'mal fragen, ob wir auf einen Brief hoffen dürften, wo ihr lieben Freunde uns mal alles berichtet von eurer Familie, Mutter und Geschwister, lest ihr die Rundschau auch? Und euch, H. und M. Franz, Gössel, Kansas, sagen wir schönen Dank für das schöne Versprechen, uns einen Brief zu schicken. Ach, wenn er dann recht lang wär! Grüßt eure Mutter, Geschwister und Kinder. Dann las die liebe Mutter die Biographie des Aeltesten K. M. Wall in No. 16 der Rundschau. Als sie bis zu der Stelle kam, wo der Aelteste in den Ehestand getreten mit Helena Dürksen von Hierschau, sagte sie: „Die Helena kenne ich gut." Kennen Sie noch Ihre Nachbarsschülerin aus der Schule? Unsere Mutter ist Benjamin Bullers Maria von Hierschau, die Mutter und ich drücken Ihnen hiermit unser herzlichstes Beileid aus.

Unser Vater starb den 15. Dezember vorigen Jahres. Würden wir auf einen Brief von Ihnen, Witwe Helena Wall, hoffen dürfen? Aber recht lang, ja!

Von hier ist nicht viel Neues zu berichten, als: den 17. April fing es des Abends an zu schneien und den 18. stürmte es herzhaft und fror so, daß die Leute das Drillen für einige Tage einstellen mußten. Viel recht warme Tage haben wir dieses Jahr noch nicht gehabt, aber doch ist das Getreide schon recht hübsch grün. Bei den Deutschen haben sie, glaube ich, alle das Ackern beendigt. Bei den Russen wird noch sehr geackert, denn sie wurden aufgehalten durch die Ostern. Bei ihnen wird ja eine ganze Woche Ostern gefeiert und Branntwein getrunken, so daß etliche wohl die folgende Woche noch nicht mal Lust haben zu arbeiten. Dagegen ist es recht schön bei uns: Lieber nur drei Tage feiern und nicht nach ihrer Art und Weise. Hier ist trotz der kühlen Witterung der Gesundheitszustand ziemlich gut.

Dem Editor und allen Lesern zum Schluß einen herzlichen Gruß.

Peter H. Löwen.

Heldenmütiges Opfer einer Klosterfrau.

Am 19. September des Jahres 1878 zogen die fünf noch kleinen Kinder des Herrn Torchon bei herrlichem Wetter fröhlich aus des Schlosse Feulardes, um einen Spaziergang zu machen. Die Erzieherin der Kleinen begleitete sie; auch war eine Schwester „von der guten Hilfe" bei ihnen. Schwester Placida hatte während einer langen Krankheit eines der Kinder gepflegt und war mit der Erlaubnis ihrer Oberin bei der Abreise der Familie von Paris mit nach Feulardes gekommen um das Kind bis zu seiner gänzlichen Gesundheit zu überwachen und zu pflegen.

Die Spaziergänger waren eben bis zum Ende der großen Alee gekommen, die zum Schosse führt, als plötzlich das älteste der Kleinen stehen blieb und erschrocken ausrief: „Der abscheuliche Hund!" Alle richteten sich nach der Stelle hin, nach welcher das Kind hinwies. Am Rande des Weges lag ein großer, schwarzer Hund mit gesträubtem Haar und funkelnden Augen, den Kopf auf die Erde gestreckt, der die Kinder mit grimmigen Augen anstarrte u. auf dieselben zu lauern schien. Schwester Placida rief die Kinder rasch zu sich und bedeutete ihnen, so geschwind als möglich umzukehren, als der Hund auch schon wütend, mit offenem Rachen — ein drohendes Geheul ausstoßend, auf die Kleinen losstürzte. Schwester Placida erkannte die Gefahr — ihr Entschluß war gefaßt. Sie rief den Andern zu: „Flieht! flieht!" und sie selbst lief dem wütenden Tier entgegen, welches mit voller Wut auf sie losstürzte und sie zerbiß und zerfleischte. Der Kampf war kurz aber fürchterlich. Da die gute Schwester nichts hatte, um sich gegen die Bisse des grimmigen Tieres zu wehren, und sie es doch um jeden Preis zurückhalten wollte, ergriff sie mit beiden Händen seine mit Schaum bedeckten Kinnbacken und suchte seinen Rachen auseinander zu halten, aus Furcht, er möge ihr entwischen und den ihr anvertrauten Kindern nachrennen. Und ohne in diesem schrecklichen Augenblick an sich selbst zu denken, ohne der tiefen Bisse zu achten, welche ihr Fleisch zerrissen, so oft es dem wütenden Tier gelang, auf einige Augenblicke seines Gebisses mächtig zu werden, rief sie den andern fort und fort zu: „Geht vom großen Wege ab und eilt in den Wald, damit euch das Tier nicht mehr sieht!"

So währte der Kampf fort bis die Kraft sie verließ und der Hund jetzt als Sieger, heulend sie mit seinen Zähnen und Tatzen zerbeißen und zerfleischen konnte. Ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie war auf dem Punkte, niederzusinken, ach, und die Kinder waren noch nicht genug außer Sicht! Da schrie sie laut zu Gott um Hilfe: „Herr, gib du mir jetzt die Kraft und Stärke, die mir fehlt!" Sie fiel auf ihre Knie und umfaßte mit ihren bluttriefenden Händen und Armen ihren entsetzlichen Feind, um mit ihrem Leibe die Aussicht zu decken, als dieser, des Ringens müde, losließ und nach einer anderen Seite hinrannte, wo sich jemand zeigte. Dann erst, dann erst, als sie die Kinder geborgen sah, merkte sie auf ihre zerrissenen, blutenden Finger und Hände und Arme.

Im Schlosse vermißte man die Kinder nicht. Niemand war um sie in Besorgnis, man hatte sie ja so fröhlich ausziehen sehen und wußte sie sicher unter der Obhut der guten Schwester. Bald aber war die schreckliche Wirklichkeit bekannt und alle alle Schloßbewohner in Tränen.

Als nämlich der Großvater eben nach der Seite hinausschaute, wohin er die Kinder sich so fröhlich hatte entfernen sehen, vernahm er lautes Schluchzen und Wehklagen. Er sah sie heimkommen, er sah und hörte, wie sie Alle schluchzend und weinend die Schwester umgaben, welche ihre bluttriefenden Arme hoch ausgestreckt hielt, damit keines der Kinder sie berühren könne.

Frau Torchon erkannte, daß hier kein Augenblick zu verlieren sei. Sie befahl dem Kutscher, sofort den Arzt zu holen, ein anderer Diener wurde zum Pfarrer geschickt, ein dritter fuhr mit einer Depesche für die Oberin nach Paris. Sie selbst leitete der Schwester die bei solchen Fällen nötige Hilfe selbst. Die gute Schwester sagte nur: „Ich bin verloren, das weiß und fühl' ich. Ich habe meine Pflicht getan. Und das ist mein Trost."

Während der Zeit hatte der Kutscher sein Möglichstes getan, in einer halben Stunde hatte er die drei Meilen bis zum Wohnort des Arztes zurückgelegt. Dr. Vigouroux beeilte sich zu kommen. Er konstatierte bei seiner Ankunft nicht weniger als siebzehn tiefe Bißwunden in den Händen allein, an mehren Fingern waren die Knochen durchbissen und gebrochen. Auf den ersten Blick sah er, daß keine Minute zu verlieren sei, um zu den äußersten Mitteln zu greifen.

„Mut, liebe Schwester," sagte er, „ich muß Ihnen das alles ausbrennen."

„Der liebe Gott wird mir beistehen und mir den nötigen Mut und die nötige Kraft geben. Aber ich kenne ganz gut meine Lage und die Gefahr. Tun Sie, was Sie für gut halten, ich bin bereit."

Bald verschwanden die tiefen, bluttriefenden Wunden und machten schrecklichen Brandwunden Platz.

Während dessen erfuhr man, daß der wütende Hund auf der Landstraße erschossen worden sei in dem Augenblicke, wo derselbe sich auf einen jungen Mann losstürzen wollte. Der Arzt ließ den Kadaver des Tieres bringen und mit Beihilfe eines Tierarztes sezierte man denselben und war genötigt, zu bestätigen, daß bei dem Tiere die Tollwut ihren höchsten Grad erreicht hatte.

Es war klar, daß alle Mittel nutzlos seien, und daß man jetzt nur auf Gott vertrauen müsse.

Dieser Tag und Nacht waren voll der Qualen für das arme Opfer, voll Todesangst für diejenigen, welche die Schwester pflegten. Als sie in den Mienen Aller, die sie umgaben, nur Schrecken und Angst las, fand sie doch den Mut, sie alle zu trösten. Mutig und ganz Herr über sich selbst, verrieten sich ihre inneren Qualen nur dann, wenn sie vor Schmerz betäubt war, dann schrie sie laut auf und sah überall rasende Hunde.

Gleich im Anfang hatte sie gewünscht, zu ihrem Kloster zurückgebracht zu werden. Man stellte ihr die Gefahr der Reise vor und den Zustand der Schwäche, worin sie sich befand. Man erklärte sich bereit, die Kinder wegzuschicken und mehrere ihrer Mitschwestern aus dem Kloster kommen zu lassen, und alle Tage den Arzt, um ihren Zustand zu überwachen. Aber sie bestand auf ihr Abreise, und zwar aus Liebe und Furcht sagte sie, wenn die Wirkungen der schrecklichen Krankheit sie plötzlich überfie-

len, sie dann, ohne es zu wollen, die Ursache eines großen Unglücks für die Familie sein könne.

So wurde dann Schwester Placida am zweiten Tage nach ihrer Heldentat zu ihrem Kloster zurückgebracht, um da zu sterben.

Bald zeigten sich die Wirkungen der schrecklichen Krankheit; schon der Anblick eines Löffels oder Glases wirkten convulsivisch und es folgte heftige Erschütterung der Nerven. Dabei verleugnete sich aber ihre Seelenruhe und Ergebung keinen Augenblick. Das Gebet half ihr alles, was sie zu leiden hatte, mit großer Geduld ertragen und auch das Schrecklichste überwinden.

Bald stellten sich die gefährlichen Krisen ein, deren eine volle drei Stunden währte, die Oberin und sechs Schwestern mußten ihr beistehen. War sie bei bewußtsein, dann rief fortwährend: „Kommt mir nicht zu nahe, liebe Schwestern, bleibt weg, es ist zu viel Gefahr, ich bin mir meiner nicht mehr mächtig, ich kann nicht, wie ich will.“

Sie benutzte einige freie Augenblicke, um sich auf die Knie aufzurichten und dann betete sie laut: „O mein Gott und Herr, gib, daß die Kinder, für welche ich sterben muß, gute Christen werden und dir wohlgefällig! Mein Opfer ist gebracht, ich sterbe mit gänzlicher Uebereinstimmung und Ergebung in deinen heiligen Willen. Ich nehme nichts von dem zurück, was ich dir gegeben habe, und wenn ich es noch einmal zu tun hätte, ich würde auf ein Neues so tun, wie ich getan habe.“ Dann wendete sie sich zu den Schwestern und rief: Betet, betet für mich!“

Jetzt erfolgte ein schrecklicher Wutanfall. Aber Gott half, daß sie sich so hielt, daß sie andern nicht gefährlich wurde. Als der Anfall vorüber war, hielt sie noch, so gut sie konnte, das Kruzifix mit ihren zerfleischten Händen fest, suchte es immer wieder an's Herz zu drücken und ließ es keinen Augenblick ihren krampfhaften, zuckenden Händen entfahren, selbst nicht, wenn sie bewußtlos war.

Im Augenblicke des Todes wurde sie plötzlich ganz ruhig und entschlief sanft im Herrn, um im Himmel zu erwachen.—Der Landmann.

Willst du den Wert der Dienstboten schätzen lernen, so versuche es nur einen Tag lang, dich ohne sie zu behelfen.

Verderbliche Putzsucht.

Ueber die allgemeinen Erörterungen in der Tagespresse über den geringen, ungenügenden Lohn tausender Mädchen, die in Kaufläden, als Maschinenschreiber usw. beschäftigt sind, haben wir wiederholt berichtet. Die Angaben sind in beinahe allen Fällen richtig, eine Lohnerhöhung sollte in vielen Fällen unverzüglich eintreten. Daß aber der geringe Lohn allein die Schuld trägt, daß Mädchen sich dem Laster ergeben, dürfte nicht bewiesen werden können. Die Putzsucht ist bei Vielen eine der Hauptursachen für solche sittliche Ausschreitungen. Es ist merkwürdig, wie die Sucht nach Schmucksachen und eitlem Putz bei vielen Mädchen und Frauen zur Leidenschaft geworden ist. Geringer Lohn reicht da nicht aus, um diese Passion befriedigen zu können, so wird der Versuch gemacht, in anderer Weise das nötige Geld zu bekommen.

Aus Washington wird berichtet aus der Abteilung für das Handels- und Arbeitswesen, daß in dem vorletzten Jahre Diamanten und sonstige Schmucksachen im Werte von $50,000,000 eingeführt wurden. In keinem anderen vorhergehendem Jahre war diese Einfuhr eine so große. Nun bedenke man, wie viel Geld ausgegeben wurde für Schmucksachen, die hier fabriziert wurden. Es ist bedeutsam, daß in durchgreifenden Erweckungsversammlungen, auch bisweilen bei Missionsfesten Schmucksachen abgelegt u. für gute Zwecke eingereicht werden. Bei solchen Gelegenheiten wacht das Gewissen auf. Manche Leute haben Hochmut getrieben mit Schmucksachen, dem entsagen sie nach ihrer Bekehrung. Andere haben als Christen solchen Kleider- und Schmuckhochmut getrieben, daß sie sich schämen, wenn sie bei einer Missionsversammlung einsehen lernen, daß sie mehr Geld für Gegenstände der Eitelkeit und des Hochmuts verschwenden, als sie für die heilige Missionssache geben. In unserer Kirche wurde vor Jahren sehr ernst gegen den unnötigen Putz geeifert. Wenn eine stolze Person sich bekehrte, so wurde ganz bestimmt erwartet, daß sie Goldschmuck an Fingern und Ohren ablegte und auch dem Kleiderstolz entsagte; wer das nicht tat, dessen Bekehrung wurde bezweifelt. Es mag sein, daß damals manchmal in dieser Richtung zu schneidig zu Werke gegangen wurde, aber ist es nicht Tatsache, daß unser Ministerium und unsere Glieder in diesen Stücken nun zu lax und gleichgiltig sind? Wo hört man noch eine Predigt, die den Hochmut schildert wie es Gottes Wort tut? Warum ist die Kanzel stille und läßt diese Sünde ungehindert gewähren? Früher hatten wir einen Artikel in der Kirchenordnung über Kleidertracht, der wurde aber schon vor vielen Jahren beseitigt und nun wird in allgemeinen Regeln ganz kurz auf diesen Punkt aufmerksam gemacht. Unsere Glieder sind an vielen Orten der Weltförmigkeit anheimgefallen, sie kleiden sich nach der neuesten Weltmode, so daß man sie durchaus nicht von den eitlen Weltmenschen unterscheiden kann.

Wir reden keiner auffallenden Kleidertracht das Wort, glauben aber, Christen sollten sich einfach und sittsam kleiden, so wie es den Heiligen zusteht. Die Ansprüche des Hochmuts übersteigen in vielen Fällen beinahe die Gesamteinnahmen einer Familie. Manche Männer unterschlagen Gelder, um ihre stolzen Frauen modisch kleiden zu können, und manche Mädchen verdienen nicht genug in ehrlicher Weise, um dem Hochmutsteufel fröhnen zu können, da muß Geld auf andere Weise beigeschafft werden. Ein junger, ehrlicher Arbeiter, der keinen hohen Gehalt hat, kann eine solche hochmütige Weltdame nicht ernähren, so bleibt er ledig. Und sie? —

Wir wissen ganz gut, daß das Christentum nicht in den Kleidern steckt. Eine hochmütige Person kann sich einfach und demütig kleiden um irgend einer Ursache willen; aber ebenso wahr ist es, daß eine wahrhaft demütige Person nicht dem Hochmut fröhnt. Der selige Bischof Seybert sagte öfters: „Ich erkenne ein Wirtshaus an dem Schild, das außen hängt.“ Manche Glieder haben wenig Geld für Gottes Werk, weil sie zu viel für Kleiderstolz ausgeben. „Bei einer Kirchweihe sagte eine Schwester zu uns: „Ich habe nichts zu geben,“ zu gleicher Zeit hatte sie einen kostbaren, überreichlich mit Blumen geschmückten Hut auf, für den sie Geld hatte. Wir frugen sie, ob sie so viel Geld für das Haus des Herrn geben wolle, als ihr stolzer Hut kostet. Sie ging betrübt, vom Gewissen geplagt heim. Am Nachmittag kam sie wieder und zeichnete für die Kirche so viel, als sie für ihren Hut bezahlt hatte. An der Heiligungslagerversammlung bei Manheim, Pa., die vor Jahren gehalten wurde, kam eine Frau mit einer jungen Schwester unserer Kirche, die sich gründlich bekehrt, aber noch nicht die gänzliche Heiligung erfahren hatte, und lud sie ein, auch die Heiligung zu suchen. Die junge Schwester frug die Frau, ob sie das Werk der Heiligung erfahren habe; sie antwortete: Ja. „Ei,“ sagte unsere junge Schwester, „wie ich mich bekehrt habe, da habe ich Finger- und Ohrringe, stolze Kleider und Bändergebüsch, wie Sie dieselben haben, alle abgelegt, und Sie geben völlige Heiligung vor und haben noch alles dieses?“ Ja, ja, so war es früher bei der Bekehrung, aber jetzt wird gar wenig oder gar nichts abgelegt, selbst Personen, die einen sehr hohen Gnadenstand bekennen, tragen sich völlig weltförmig So sollte es nicht

sein. Der Luxus richtet viele zugrunde und schädigt das geistliche Leben.

Wir teilen hier noch mit, was der berühmte August Neander in seiner „Allgemeinen Geschichte der christlichen Religionen und Kirche" über diesen Gegenstand von der Urkirche schreibt:

„Man verlangte, daß die christliche Hausfrau durch den Ernst in ihrer ganzen Haltung, ihre sittsame, einfache Kleidung, was sie im Innern trug, zu erkennen geben, und daß sie auf solche Weise gleich durch ihre Erscheinung in einer Zeit der übertriebenen Pracht, der Ueppigkeit und Sittenverderbniß hervorleuchten sollte.

„Hier aber standen nun wieder zwei Parteien einander gegenüber: Während der Einen Armseligkeit der Kleidung mit dem Wesen der Demut genau zusammenzuhangen, durch die Idee von der Knechtsgestalt des christlichen Lebens gefordert zu werden schien, sagten Andere: „Es ist genug, wenn wir so gesinnt sind, wie Christinnen gesinnt sein sollen; Gott sieht auf die Gesinnung, auf das Aeußere kommt es nicht an. Warum sollen wir die im Innern mit uns vorgegangene Veränderung zur Schau tragen? Vielmehr müssen wir den Heiden keine Veranlassung geben, den christlichen Namen zu verlästern, das Christentum anzuklagen, daß es mit den Sitten der Welt unvereinbar sei. Wir haben einmal diese irdische Güter, warum sollen wir sie nicht gebrauchen? Warum sollen wir nicht genießen, was wir haben? Für wen sind denn diese Kostbarkeiten geschaffen, wenn nicht für uns? Für wen soll das Kostbare sein, wenn alle das nicht Kostbare vorziehen?" Clemens von Alexandria antwortet auf das Letztere: „Wenn auch alles uns geschenkt, wenn auch alles uns gestattet, wenn auch alles uns erlaubt ist, so frommt doch nicht alles, wie der Apostel sagt: so hat doch Gott unser Geschlecht zur Mitteilung geschaffen, er hat alles geschaffen für alle, alles ist also ein Gemeinsames, und die Reichen müssen keinen ausschließlichen Besitz daraus machen. Es sind also jene Worte nichts Menschliches, nichts dem gesellschaftlichen Entsprechendes. Die Liebe soll vielmehr so reden: „Ich habe es, warum sollte ich nicht den Dürftigen mitteilen?" Tertulian sagt: „Welche Ursachen könnt ihr haben, da ihr fern von allem seid, wobei dies erforderlich wird? Denn ihr geht nicht in den Tempeln umher, ihr besucht keine Schauspiele, ihr kennet die Feste der Heiden nicht. Ihr habt keine andere als ernste Ursachen, öffentlich zu erscheinen. Entweder es wird ein kranker Bruder besucht, oder Communion gefeiert oder Predigt gehalten; und wenn euch die Freundschaftspflicht zu Heiden ruft, warum solltet ihr darum nicht in eurer eigentümlichen Waffenrüstung erscheinen, um so mehr, da ihr zu Ungläubigen geht, daß der Unterschied zwischen den Dienerinnen Gottes und den Dienerinnen des Satans sich zeige, daß ihr ihnen zum Beispiel dienet und sie durch euch erbauet werden."

Aus dem Vorhergehenden erhellt 1., daß es in jenem Zeitalter der christlichen Kirche eine Klasse gottseliger Frauen gab, die es sich zum Lebensgrundsatze gemacht hatten, dem Vorbilde und den wichtigen Anweisungen des Heilandes und seiner Apostel zufolge, sich auf christlich anständige Weise zu tragen, um so ihr Licht in einer in Ueppigkeit schwelgenden Heidenwelt leuchten zu lassen, wie wir denn auch heutzutage solche Mütter und Jungfrauen in Israel wahrnehmen können; nur sollte ihre Zahl größer sein. 2. Existierte aber auch eine Klasse von solchen, die da meinten, man brauche sich nicht der Welt gegenüber von derselben sich in Mode und Putz abzusondern und zu unterscheiden, zumal wenn man das Vermögen besitze, sich kostbar zu kleiden. Diese Klasse ist heutzutage leider die zahlreichste und ihr Exempel wirkt bezaubernd auf Andere u. lockt sie unter betrügerischem Vorwande in die verhängnisvolle Schlinge. Besonders wenn sogenannte Wohlhabenheit und seinwollenden Bildung sich geltend zu machen sucht. Diese Wohlhabenden und Gebildetseinwollenden gehen in aristokratischer Aufgeblasenheit voran, und die Aermeren äffen ihnen nach; und so kommt es denn, daß sich auch in unserer Kirche dieser Greuel mit jedem Tage mehr Geltung zu verschaffen sucht. Wie ekelhaft und abgeschmackt, wenn da so ein Pfau, die doch für einen guten Christen gehalten sein will, mit vergoldeten Ohr-, Fingerringen, und Brustnadeln mit Bändern usw., hertritt.— Welch eine Blindheit zu denken, man schaffe sich auf diese Weise Achtung und Ansehen; aber weit gefehlt — vielmehr Verachtung bei allen nüchtern denkenden Menschen.

3. Wir machen auf die trefflichen Entgegnungen der erwähnten Kirchenlehrer aufmerksam, die sicherlich noch heute ihre volle Anwendung haben, nur mit dem Unterschiede, daß man dazumal außerhalb der christlichen Kirche nur das nichtbekennende Heidentum mit seinen Sitten und Unsitten kannte, während wir heute mit demselben Heidentum umgeben sind, aber ein Heidentum, das sich der Mehrzahl nach mit dem Christennamen brüstet.—Evang. Zeitschrift.



Erzählung.

Mennoniten.

Von

Ferdinand von Wahlberg.

Fortsetzung.

So begann der Weg der Buße für Johannes schon am Krankenbette des Vaters. Der Kranke litt es nicht, daß sein Sohn in demselben Zimmer weilte, geschweige sich an seiner Pflege beteiligte. In der großen Stube nebenan, wo er manchen heitern, ja ausgelassenen Abend verbracht hatte, mußte Johannes ein untätiger Zeuge von des Kranken Leiden und den aufopfernden Bemühungen seiner Pflegerinnen sein.

Allmählich drangen die kränkenden Gerüchte, die im Dorfe über ihn im Umlauf waren, an seine Ohren. Aber es war ihnen auf keine Weise beizukommen. Ja, wäre er, wie er einst gehofft, als hoher Offizier zurückgekehrt, da hätte er sich nur zu zeigen brauchen, um allem Gerede ein Ende zu machen. So wie er jetzt gekommen war, und wie es im Pastorate stand, war er gerade der rechte, den jeder mit Blicken und Worten antasten durfte.

Mit beklommenem Herzen sahen Mutter und Schwester die Veränderung im Wesen ihres Johannes, trauten sich aber nicht, ihm Besuche bei früheren Bekannten oder auch nur einen Gang durch's Dorf anzuraten. Wie leicht konnte ein solcher zu einer ungewollten Begegnung mit Oehlerts führen, und was diese zu bedeuten hatte, wußten sie nur zu wohl.

Unausgesprochen fühlte Johannes dasselbe. Aber gab es denn für ihn jetzt noch ein Zaudern. Mußte er sich nicht einmal — früher oder später — der Pein aussetzen und sich seinem früheren Stolze zum Trotz den Augen der Menschen preisgeben?

Am ersten Sonntag nach seiner Rückkehr erklärte er der Mutter, daß er den Gottesdienst besuchen wolle.

„Aber, Kind," sagte die Mutter sanft, „wird es dir nach allem, was geschehen ist und geredet wird, nicht schwer werden?"

„Es darf mir nichts schwer werden, wenn ich daran denke, was Vater ausgestanden hat und wie er leidet, wie du, Mutter, und Else hier zuhause gelitten habt."

„Nun, so gehe, mein liebes Kind, auf dem Weg geht keiner irre."

Es hatte bereits geläutet, als Johannes die Kirche betrat. Für die Jahreszeit war die Kirche außergewöhnlich stark besucht, und um zu seinem Platz zu gelangen, war Johannes genötigt, sich durchzudrängen. Mit sichern Schritten ging er dann den breiten Mittelweg entlang zu dem kleinen, mit rotem Tuch bedeckten Kirchenstuhl zur rechten Seite des Altars, in dem er als Sohn des Pastors immer gesessen hatte.

Der Stuhl war leer, und als sich Johannes niedergelassen hatte, war er mit dem Gesicht der ganzen Gemeinde zugewandt. Menschen stießen sich an und blickten zu ihm hinüber, hinter den vorgehaltenen Gesangbüchern wurde geflüstert u. es schüttelte mancher den Kopf. Bekannte Kaufleute die sich verspätet hatten blieben lieber im Mittelweg stehen, als daß sie neben Johannes Platz nahmen. Sogar der greise Kirchenälteste, der ihm früher immer ein Gesangbuch gereicht hatte, versäumte es jetzt.

Johannes ließ seine Augen über die Menschenmenge in den Bankreihen schweifen, und erkannte in der vordersten Reihe sofort die Familie Oehlert, mit der sich auch der zukünftige Schwiegersohn eingefunden hatte. Der Blick der einst von ihm Geliebten kam ihm gleichgiltig vor, der ihrer Eltern wie beleidigt.

Aber leise und sanft, dann mit immer mächtigerer Stimme fing die Orgel an zu reden. Ueber die kleinliche Alltagswelt hinaus wollte sie die Menschenseelen tragen, so viele sich tragen lassen wollten.

Johannes war einer von ihnen. Sein Auge sah hinauf zum Bilde über dem Altar, Jesus in Gethsemane mit dem Leidenskelch. Nie hatte er die Bedeutung dieses Leidens so tief empfunden wie jetzt, auch das selbstverschuldete Leiden schien ihm wie ein Leiden, das zur Buße gehörte — wie gern wollte er alles tragen, wäre dadurch seinen Lieben geholfen.

So vollständig war Johannes mit seiner ganzen Seele in die Feier des Gottesdienstes versunken, daß er nicht bemerkte, wie sich die kleine, runde Gestalt seines Freundes Peter Rippert stumm neben ihm auf der Bank niedergelassen hatte. Nicht einmal allein bin ich, dachte er, als er ihn gewahr wurde, und drückte seinem Freunde die Hand.

Von der Jahreszeit ausgehend, redete der Geistliche über die Güte Gottes, der viele au chjetzt wieder durch eine gute Ernte gesegnet, andere durch Mißernte geprüft hatte, und ermahnte jeden, ebenso gegen den Nächsten Güte zu üben, zu geben aus vollem Herzen redlich und reichlich — fern von Lug und Trug.

Das veranlaßte viele, nach den beiden in dem roten Kirchenstuhl zu blicken und mancher dachte: Dort sitzen sie, der Lug und der Trug.

Der eigentliche Gottesdienst war zu Ende, nur die Bekanntmachungen des Pastors sollten noch erfolgen. Rippert und Johannes waren aufgestanden und wollten sich entfernen. Aber sie mußten sich gedulden, denn die Gemeinde schien heute noch auf etwas Besonderes zu warten. Neugierige Augen hefteten sich bald auf die Bank, wo Oehlerts saßen, bald auf den jungen Waassing.

Das Rätsel löste sich, als der Geistliche die Kanzel bestieg und kundtat: „Zum dritten Male werden aufgeboten die Kaufmannstochter Ludmilla Oehlert aus hiesiger Gemeinde und der Mühlenbesitzerssohn Ludwig Oehlert aus der Stadtgemeinde. So jemand Einspruch gegen diese Ehe erheben will, der tue es am zuständigen Orte und innerhalb der vorgeschriebenen Zeit; so aber kein Einspruch erfolgt, wolle Gott ihr Vorhaben segnen."

Das war es also, worauf die Menge gewartet hatte, und da weder die Braut in Ohnmacht fiel, noch der junge Waassing erblaßte, sondern ruhig auf seinem Sitz blieb, wurde die Kirche bald leer.

Als die beiden Freunde auf dem Heimweg waren, sagte Rippert halb scherzend, halb ärgerlich:

„Hast du bemerkt, daß wir heute unser Fett abgekriegt haben, ich als Lieferant verdorbener Frucht und du als abgedankter Freier? Ich hab's gewußt und bin deshalb in die Kirche gegangen. Wäre dein Vater nicht so krank, so hätte ich dich nicht hierher gewünscht — die Leute urteilen doch zu einfältig."

„Im Gegenteil, Peter, es freut mich, daß ich hier bin und in der Kirche war. Nun werden alle überzeugt sein, daß zwischen Milchen und mir kein Verhältnis bestanden hat und daß sie gut getan hat, den Mühlenbesitzer zu heiraten."

„Aber hat dir denn das nicht weh getan, Johannes?"

„Mir kann nichts weh tun, Peter, seit ich die Eltern und die Schwester wiedergesehen und so manches durchgemacht habe. Doch wir sind beim Pastorat — komm und iß mit uns zu Mittag, außer dir besucht uns ja keiner."

„Sie traten ein und fanden Mutter und Else bereits auf sie wartend.

„Das ist brav von Ihnen, Rippert,, sagte die Pastorin, indem sie den Gast begrüßte, „daß Sie auch in der Kirche waren."

„Und er hat sich sogar zu mir gesetzt, Mutter."

„Dann ist das Gericht über euch beide ergangen."

„Macht nichts, Frau Pastor, macht gar nichts. Aber hör' 'mal, Johannes, du hättest klüger getan, wenn du dich der Gemeinde das erste Mal in Uniform mit allen Orden gezeigt hättest. Vor so was hat der Mann Respekt und die Frauen haben ihre Freude dran," meinte Rippert.

„Es ist mir weder um das eine, noch um das andere zu tun, Peter. Uebrigens habe ich um meinen Abschied nachgesucht, und er ist wohl schon unterwegs."

„Was, bist du nicht mehr beim Militär, Johannes?"

„Hast du das nicht gewußt?"

„Keine Ahnung — und glaub's auch nicht. Ist's wahr, Else?"

„Ja, es ist leider wahr."

„Warum sagst du, leider? Ich habe es aus eigenem Entschluß getan und fühle mit jedem Tag mehr, daß ich recht gehandelt habe. Erst hat mich der Krieg, und dann die Gesellschaft gelehrt, daß ich anderswohin gehöre," antwortete Johannes ernst.

„Du hast doch hoffentlich durch meine Getreidelieferung und deine Unterschrift keine Unannehmlichkeiten gehabt?" fragte Rippert, ohne zu bedenken, daß Else zugegen war. Johannes beeilte sich zu antworten:

Fortsetzung folgt.

Mit dem Dampfer Mongolia

sind dieser Tage von San Francisco 95 amerikanische Lehrer und Lehrerinnen abgefahren, um auf den Philippinen Stellen zu übernehmen. Die jungen Männer und Frauen sind von der Bundesregierung mit großer Sorgfalt ausgewählt worden. Sie kommen aus fast allen Landesteilen und sind derart ausgebildet, daß sie nicht nur in den allgemeinen Schulfächern, sondern auch in Handfertigkeiten, Führung des Haushalts und rationellen Ackerbau Unterricht zu erteilen vermögen. Die Gehälter, die diesen Lehrern bezahlt werden, sind ungleich höher als die, die in den Vereinigten Staaten üblich sind. Dazu kommt noch, daß die Regierung ihnen nicht nur die Reise nach den Philippinen bezahlt, sondern auch die Rückfahrt, falls sie nach Ablauf des vorläufig zweijährigen Kontrakts nachhause zurückzukehren wünschen. Ferner wird es ihnen frei gestellt, ob sie über Europa nachhause fahren wollen oder über San Francisco.

Eine Aufregung.

Brennendes Heu Eine Aufregung herrschte in Reading, Pa., als ein mit mehreren Tonnen Heu beladener Wagen in Brand geriet. Der Wagen war von vier Mauleseln gezogen. Mehrere Passanten sahen Flammen aus dem Heu schlagen, als der Wagen die Washington Ave. hinab kam, und machten den Wagenlenker darauf aufmerksam. Rasch wurden die Maulesel ausgespannt und ein Alarm abgegeben, welcher die Feuerwehr herbeibrachte, welcher es gelang, die Flamen zu unterdrücken, nachdem ein Schaden von annähernd $60.00 angerichtet worden war. Der Wagen selbst blieb unbeschädigt.

Deutsche Geistliche gegen Krieg.

Im Zusammenhang mit der gegenwärtig im deutschen Reichstag schwebenden Wehrvorlage versendet ein Verband von 150 protestantischen deutschen Geistlichen gegenwärtig einen Aufruf an die gesamte Geistlichkeit Deutschlands, in Predigt u. Unterricht für internationale Schiedsgerichte einzutreten. Es heißt in dem Aufruf, die wachsenden militärischen Rüstungen müßten schließlich die Nationen zum Krieg treiben. Derselbe bedauert außerdem, daß ein verhältnismäßig kleiner Teil der deutschen Geistlichkeit offen für die Friedensbewegungen eintrete, wie dies im Einklang mit dem Geist des Christentums stehen würde, vielmehr dies fast ausschließlich der religionslosen Sozialdemokratie überasse.

Es ist ein Großes, Gottes Wort und sein Stück Brot zu haben.

Allmählig abgestorben.

Zoll für Zoll hat der Tod von William Irvine in Warren, Pa., Besitz ergriffen, bis nach Jahre langem Kampfe sein Herz still stand. In den Kreisen der Aerzte war Irvine seit vielen Jahren als ein Wunder bekannt. In seinem linken Fuß begann der Prozeß der „Versteinerung", welcher sich allmählig den Körper aufwärts bewegte und schließlich das Herz außer Tätigkeit setzte. Eine Leichensektion ergab, daß sämtliche Adern des Unterkörpers blutleer waren.

Ein Taifun wütete.

Manila, 12. Mai.

Die Philippinen wurden am Sonntag von einem Taifun heimgesucht, wie ihn die Inselgruppe seit acht Jahren nicht erlebt hat. Viele Personen sind umgekommen und zahlreiche kleine Dampfer und Leichter zu Schaden gekommen. Bis jetzt sind 58 Todesfälle infolge des Sturmes gemeldet, doch die Totenliste schwillt mit jeder Stunde in bedenklichem Maß an. Amerikaner sollen sich unter den Opfern nicht befinden.
